

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 7

Juli 1930

Jahrgang VII

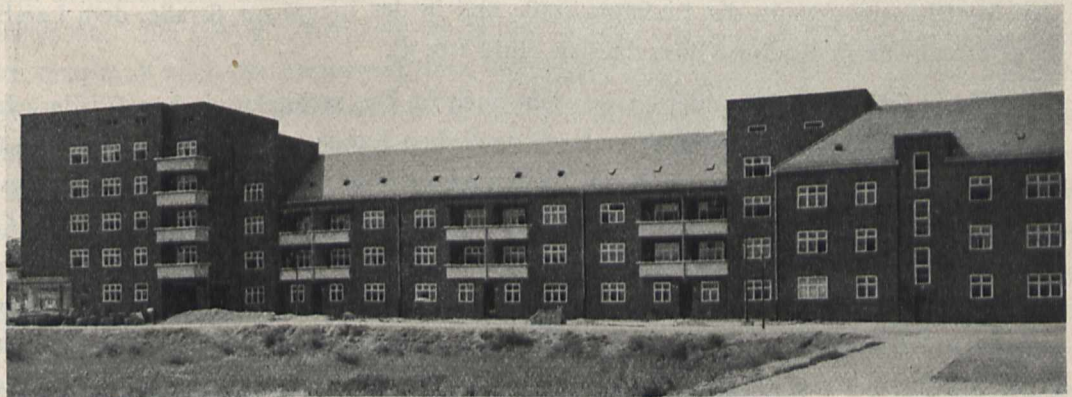
Bauten von Heinrich Lauterbach

Von Prof. Dr. August Grisebach

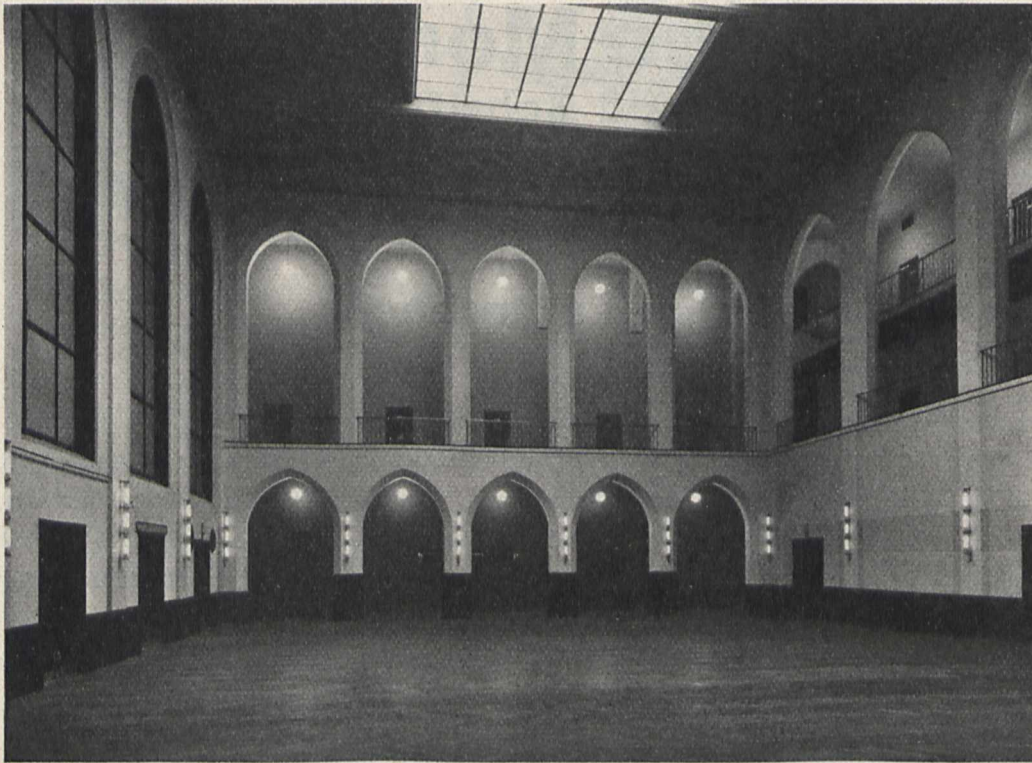
Unter den Wohnbauten auf der Breslauer „Wuwa“ hatte sich das von Heinrich Lauterbach entworfene Einfamilienhaus besondere Zuneigung bei den Besuchern erworben. Sie mochten bewußt oder unbewußt spüren, daß diesem Architekten, so stark auch er von dem Geist der neuen Baukunst erfüllt ist, mehr als manchem anderen seiner Generation ein lebendiges Gefühl für Wohnlichkeit, für das Menschliche der Aufgabe im Blute steckt. Lauterbach steht mitten in der Gegenwart. Aber er ist nicht novarum rerum cupidus in dem Sinne, daß er um jeden Preis auffallen möchte. Er experimentiert nicht auf Kosten jener Wohnansprüche, die, in der menschlichen Natur begründet, trotz allem Stilwandel bestehen bleiben. Lauterbach sucht die neu sich anbietenden Materialien für Haus und Möbel zu nutzen, aber er macht sich nicht zum Knecht technischer Lockmittel und verfällt nicht papierenen Theorien. Aus seinen Bauten spricht ein Mann von Kultur und Geschmack.

Darum hat er auch den inneren Umbau des Börsengebäudes in der Graupenstraße zu einem guten Ende zu führen vermocht. Eine nicht leichte Aufgabe. Handelt es sich doch darum, die große Börsenhalle und ihre Nebenräume von der trockenen und freudlosen Neugotik aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu befreien, ohne daß die Substanz erheblich verändert werden durfte. Wer, den bisherigen Zustand noch im Auge, jetzt den Saal betritt, wird erstaunt und aufs angenehmste überrascht Lauterbachs Leistung würdigen (Bild 2). Er hat die gotische Struktur nicht gewaltsam unterdrückt. Trotzdem hat er den Raum gleichsam räumlicher gestaltet, ohne besonderen Aufwand, behutsam und doch entschieden ihm ein neues zeitgemäßes und nach

1. Miethausblock an
d. Liegnitzer Straße,
Breslau. Architekt:
Heinrich Lauterbach



Phot. Klette



**2 Umbau der großen Halle der Breslauer Börse
Architekt: Heinrich Lauterbach**

Phot. Klette

Möglichkeit ansprechendes Gesicht geben. Auch zu der Umformung und Ausstattung der kleineren Säle und des Börsenkellers darf man die Industrie- und Handelskammer beglückwünschen. Mit solchem Auftrag und der Wahl des Architekten hat diese Körperschaft werkbundliche Gesinnung bewiesen.

Derselbe Takt und das nämliche natürliche Gefühl für das einer Aufgabe Wesentliche, das Lauterbach zu dem Ausbau der Börse befähigte, leitete ihn auch beim Umbau des Photographischen Ateliers von Max Glauer in Oppeln (Bild 3). Nicht anders bei den Wohnhäusern und Siedlungsbauten, die er von Grund auf nach eigenen Plänen errichtet. Nur daß er sich hier selbstverständlich freier zu äußern vermag: In den drei Reihenhäusern der Siedlung Grüneiche, den Mietshausblöcken in der Einbaumstraße und in der Liegnitzer Straße, dem Landhaus für Graf Strachwitz in Kadlub-Oberschlesien (Bild 1 u. 5).

Wie in früheren Jahrhunderten, so steht auch in der architektonischen Wiedergeburt, die wir erleben, Schlesien nicht hinter anderen deutschen Landesteilen zurück. Eine beträchtliche Zahl einheimischer und zugewanderter Architekten ist, so unterschiedlich auch Temperament und Begabung sein mögen, von einheitlichem Willen beseelt, in ihren Werken den Geist der Gegenwart zu dokumentieren. Sturmgesellen und Sausewinde sind darunter, grobschlächtige und feinere Naturen. Es wäre anmaßend, Lauterbach schon heute nach wenigen Schaffensjahren auf einen festen Platz in der Reihe verweisen zu wollen. Genug, daß wir seine künstlerische Kraft anerkennen und an dem Ernst und der Klarheit seiner Auffassung uns erfreuen.

ZOBTEN-PLÄNE

Von Gustav Wolf,

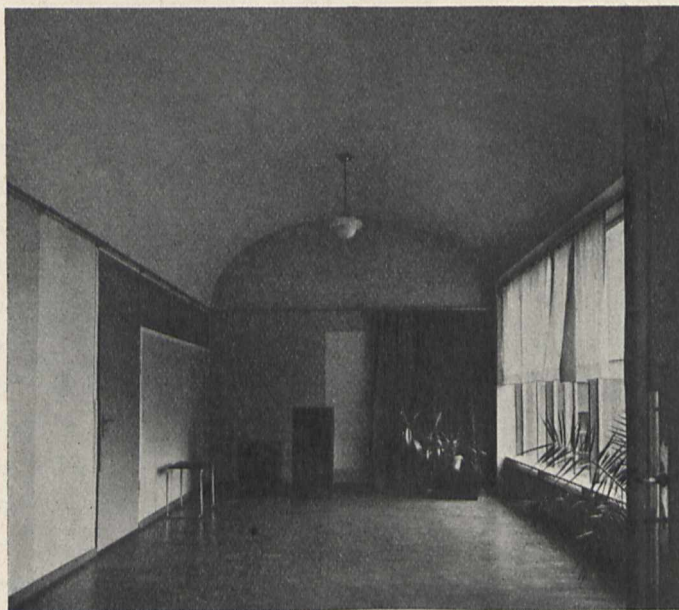
Direktor der Breslauer Handwerker- und Kunstgewerbeschule

Die Probleme des Zobtengebietes werden erst verständlich, wenn man die Lage Breslaus innerhalb der Landschaft Niederschlesiens betrachtet. So bedeutend der Gesamtbesitz Schlesiens an schönen Landschaftsbildern ist, so ist doch die Hauptstadt Breslau selbst einseitig nur auf die Oderniederung als nähere Umgebung angewiesen, und wenn auch nicht bestritten werden soll, daß auch die Oderniederung ihre feinen Reize hat — ich erinnere nur an die Strachate, den Jungfernsee, den Park von Dyhernfurth und an den Weinberg bei Leubus —, so sind doch diese Reize nur bescheiden und nur von einer bestimmten Art. Vor allem fehlt, wenn man sich so ausdrücken darf, der Reiz der dritten Dimension, der Reiz der Hügel, der Berge und abgeschlossenen Täler. Die einzige Ausnahme hiervon bildet das Zobtengebirge, das sich aus einer Niederung von 120 m Ortshöhe in seinem Gipfel bis zu 718 m erhebt. Der Wert einer solchen Landschaftsbereicherung und Höhensteigerung für Wanderlustige und Erholungsbedürftige ist unschätzbar. Man muß aber sofort die Frage nach der Erreichbarkeit stellen. Je größer eine Stadt ist, desto größer ist der Aktionsradius der Wanderlustigen und Erholungsbedürftigen unter ihren Bewohnern. Die Umgebung wird in vier Zonen aufgeschlossen:

1. die Zone der Spaziergänge mit einer Dauer bis zu etwa 3 Stunden,
2. die Zone der Halbtagsausflüge mit einer Dauer bis zu etwa 6 Stunden,
3. die Zone der Tagesausflüge mit einer Dauer bis zu 12 Stunden,
4. die Zone der Wochenendfahrten, die $1\frac{1}{2}$ bis 2 Tage beanspruchen können.

Es liegt auf der Hand, daß der Zobten für Breslau bei einer Entfernung von leider 38 Kilometer gar nicht in die Zone der Spaziergänge, auch nur unter bestimmten Voraussetzungen in die Zone der Halbtagsausflüge fällt, dagegen für Tagesausflüge und Wochenendfahrten große Bedeutung hat. Wie weit die Bevölkerung von diesen Bewegungsstufen Gebrauch macht, das hängt aber nicht nur von dem nötigen Zeitaufwand ab, sondern auch von den geeigneten Verkehrsmitteln und ihren Kosten. Es ist ein großer Unterschied, ob die privaten Verkehrsmittel, wie Rad, Motorrad und Klein-Auto, benutzt werden können und müssen, oder ob man auf die öffentlichen Verkehrsmittel, wie Autobus und Bahn, angewiesen ist. Der Aktionsradius hängt außerdem sehr stark von dem Verhältnis zwischen Weg und Aufenthalt ab. Bei „Weg“ darf man nicht nur an die eigentliche Wanderstrecke denken, sondern man muß auch die Entfernung vom durchschnittlichen Wohngebiet bis zum Bahnhof und die Entfernung vom Ziel-Bahnhof bis zu den landschaftlichen Anziehungspunkten in Betracht ziehen.

Wie verhalten sich nun diese Dinge am Zobten jetzt für Breslau? Die Bahnfahrt Breslau—Zobten erfordert bisher im günstigsten Falle 48, rund also 50 Minuten, zu denen aber für den Anmarsch von der Breslauer Wohnung nach dem Bahnhof noch 20 Minuten und für den Anmarsch von den Bahnhöfen in Zobten und Ströbel bis zu den eigentlichen landschaftlichen Schlüsselpunkten weitere 20 Minuten hinzukommen. Zusammen entsteht also ein Weg von 90 Minuten oder $1\frac{1}{2}$ Stunden, mit Rückweg zusammen 3 Stunden. Daraus



**3. Umbau des photographischen Ateliers von Max Glauer in Oppeln
Architekt: Heinrich Lauterbach**

Phot. Klette

ergibt sich für den Halbtagsausflug das ungünstige Verhältnis, daß der Weg 50 Prozent der normal verfügbaren Zeit auffrißt.

Ein praktisches Beispiel dafür gibt ein Sonntag-Nachmittagsausflug nach dem bisher gültigen Sommerfahrplan der Eisenbahn. Derselbe muß mittags 12,40 mit dem Abmarsch von der Wohnung beginnen, um den Zug 13 Uhr zu erreichen und um 14,10 an der Blücherbaude einzutreffen. Es bleiben dort für den Aufenthalt und Wanderung 3 Stunden und 50 Minuten, um 18,26 von Ströbel wieder abfahren, und in Breslau am Hauptbahnhof 19,20 Uhr, in der Wohnung 19,40 Uhr eintreffen zu können. Die Dauer dieses Nachmittagsausfluges ist also 6 Stunden und 40 Minuten. Die Kosten betragen 40 Pf. für die Straßenbahn und 1,90 RM. für die Sonntags-Rückfahrkarte, also Sonntags schon für eine Person ohne Zehrgeld 2,30 RM. Der Alltag erhöht diese Kosten auf 3,40 RM. Eine Familie von 5 Personen, darunter 2 Kinder mit halben Fahrkarten, muß Sonntags 9,20 RM. und Alltags 13,60 RM. aufwenden, um einen Ausflug machen zu können, und zwar, wie schon erwähnt, ohne die Ausgaben für die Wegzehrung. Man muß sich darüber klar sein: solange dieser Familienausflug Breslau—Zobten bei der Beschränkung auf einen halben Tag 50 Prozent für den Weg erfordert (der doch mehr Anstrengung als Vergnügen ist), und solange dieser Ausflug werktags 13,60 RM. kostet, so lange rückt der Zobten für die große Masse der Breslauer in verhältnismäßig weite Ferne. Man muß ferner, wenn man an die ganztägigen Ausflüge denkt, berücksichtigen, daß der Zobten eine sehr starke Konkurrenz am Eulen- und Riesengebirge und bis zu einer gewissen Grenze auch am Waldenburger Bergland und dem Hirschberger Tal, z. B. dem schönen Gebiet der Falkenberge bei Jannowitz, zu befürchten hat. Die meisten dieser Gebiete sind dem Zobten noch durch ihre Eignung zum Wintersport überlegen. — Die Zobtenfrage entscheidet sich zwar nicht nur nach der Beziehung Breslau-Zobten, sondern auch nach den

**4. Flügel für die Piano-
fortefabrik Ed. Seiler
Architekt: Heinrich Lauterbach**



Phot. Klette

Beziehungen des Zobtens zu Schweidnitz, Reichenbach, Nimptsch und auch Waldenburg, immerhin ist deren Bedeutung ja vorläufig wesentlich geringer.

Der Gesichtspunkt der ganzen Betrachtung muß aber höher und der Gesichtswinkel weiter gewählt werden. — Die Spannung, die gleichsam den Verkehr einer bestimmten Strecke wirtschaftlich trägt, ergibt sich auf der Strecke Breslau—Zobten aus der Kraft von 2 Polen. Es liegen diese beiden Pole, von denen jeder eine Art magnetischer Kraft ausübt, am Anfang und Ende der Strecke; der eine heißt Breslau und Großstadt, der andere heißt Zobten und Natur oder doch Landschaft. Im wesentlichen spielt Breslau hierbei die Rolle des Senders und Zobten diejenige des Empfängers. Nur in gewissem Sinne, aber in viel geringerer Bedeutung ist es ja auch umgekehrt. — Nun muß man bedenken, daß eine Verkehrsspannung, die nur von dem einen Pole der Verkehrsstrecke aus wesentlich belebt wird, viel weniger wirtschaftlich tragfähig ist als eine solche, wo Sendung und Empfang an beiden Polen gleich bedeutend sind. Mit anderen Worten könnte man auch so sagen: die Zobtenfrage würde ganz anders aussehen, wenn der Zobten kein Endpunkt wäre, sondern ein Mittelpunkt. Auch diese Situation ist denkbar. Man kann sich den Zobten als den Mittelpunkt eines Pendelverkehrs vorstellen, der sich zwischen Breslau und der Grafschaft Glatz bewegt. Auf diesem Gedanken fußt ein großzügiger Plan des Herrn Oberpräsidenten der Provinz Niederschlesien Lüdemann, der Plan einer breiten Schnellverkehrsstraße von Breslau nach Glatz, die vom Flughafen in Gandau ausgehend den Zobten als wichtigste Zwischenstation benützt. Diese Schnell-Verkehrsstraße ist in Begleitung einer Schnellbahn gedacht und der Gedanke ist in einer Anregung der Schlesischen Zeitung sehr treffend dahin erweitert worden, daß die neue Verkehrslinie eine Zweigstrecke vom Zobten her über Landeshut nach dem Riesengebirge erhalten müßte. Die Aussichten auf rasche Verwirklichung sind aber zurzeit leider wohl sehr gering. Zusammenfassend muß man sagen: die Zukunft des Zobtengebietes entscheidet sich für die Masse mit der Frage besserer, das heißt hier: schnellerer, häufigerer und billigerer Verkehrsmöglichkeiten. Hier entspinnt sich nun stets das fast tragikomische Zwiegespräch

zwischen Verkehrsbehörde und Publikum. Die Verkehrsbehörde sagt: kommt in Massen, so werden wir neue Verbindungen schaffen. Das Publikum erwidert: schaffe bessere Verbindung, so werden wir kommen! Der dritte Beteiligte, die Großstadtverwaltung, könnte in diesem Dilemma wohl Hilfe schaffen, wenn in ihr Programm ein großer Kapitalsaufwand für Erholungsverkehr eingestellt würde. Aber das ist in der heutigen Sparzeit ja leider nur theoretisch und nicht praktisch möglich. Sofortige Erörterung erfordert aber die große Frage: muß man sich schon jetzt planmäßig mit Zobten-Erschließung und Zobten-Planung befassen, wenn doch der beste Schlüssel — ein billiger und leistungsfähiger Verkehr — noch gar nicht da ist? Die Antwort muß dennoch unbedingt lauten: Ja! Alles, was wir voraussehen können, werten wir noch nach dem Maß der Gegenwart. Aber die Entwicklung des Autoverkehrs kann gleichsam „über Nacht“ einen ganz anderen Maßstab schaffen! Ist erst einmal das Kleinauto noch billiger und häufiger geworden, so rückt der Zobten für viele schon in die Zone der Halbtagsausflüge. Solcher Veränderung muß man nicht durch Taten, wohl aber durch Pläne vorausgreifen; denn wie die Entwicklung eines Gebietes aussieht, wo der Plan fehlt und die Erschließung planlos dem Zufall überlassen ist, dafür gibt es so viele und so traurige Beispiele, daß ich mir eine ausführlichere Begründung ersparen darf.

Es gibt aber auch am Zobten Beweisefälle genug dafür, daß es Zeit wird, der kommenden Entwicklung durch Planung die richtigen Wege zu öffnen. Nennt man die Faktoren, durch welche ganz allgemein die Notwendigkeit einer Planaufstellung bedingt wird, so wird sofort erkennbar, daß diese Faktoren alle auch im Zobtengebiet im besonderen schon vorhanden sind:

1. Die Erweiterung von Ortschaften. — Sie ist nötig bei einem ganzen Kranz von Dörfern und mehr noch für die Stadt Zobten am Berge selber.
2. Die Verkehrsregelung auf Straßen, die noch als alte behagliche Landstraßen in gemächlicher Enge und Krümmung mitten durch Ortschaften gehen, jetzt aber einen Fernverkehr mit Autos ertragen müssen.
3. Niederlassung von Industrie, durch welche Wohnkolonien und Gütertransporte bedingt werden. Im Zobtengebiet sind diese Industrien an Bodenschätze von Granit, Kaolin, Serpentin und Magnesit verhaftet.
4. Zurüstung für Wander- und Reiseverkehr, und zwar: Gaststätten, Wege für die Fußgänger, Straßen für die Fahrzeuge, Parkplätze für Autos und schließlich Siedlungen.

Den Wanderer- und Reiseverkehr, den ich eben als vierten Faktor nannte, muß ich noch im einzelnen zergliedern. — Die Verbindung zwischen Landschaft und Wanderer beginnt in der primitivsten Form der „Seßhaftigkeit“, sozusagen schon, wenn sich jemand nicht mehr auf einen Stein oder Baumstumpf, sondern auf eine Sitzbank niederlassen will. Der erste noch flüchtige Verkehr ist zufrieden, wenn er eine Ruhebänk am Wege und Sitzgelegenheit mit Wetterschutz in den Gaststätten findet. Die zweite schon längere Etappe wird durch die Wochenend-Niederlassungen gebildet. Es ist wichtig, zu beobachten, daß Wochenendhäuser am Zobten, und zwar bei Gorkau und Schieferstein in den letzten Jahren sich vermehren.

In der dritten Etappe begnügt man sich nicht mit dem Wochenend von 1 ½ Tagen, sondern man will ein Sommerhaus für Ferienwochen. In einer vierten endlich will man nicht nur

Wochenend oder Ferienwochen, sondern sogar den Lebensabend, die Altersruhe für Jahre in die freie Landschaft hinaus verlegen. Es kommt zur Landhaussiedlung, von der Ansätze in der Stadt Zobten schon deutlich zu spüren sind.

Bei solchen Aussichten muß also eine Planung einsetzen. Sie hat nun für zweierlei zu sorgen. Zunächst, wie erwähnt, für Wege und Straßen für Fußgänger und Wagenbenutzer. Dabei ist zu sorgen für Zugangsstrecken von der Bahn zum Berge, für Spazierschleifen im Wald und auf der Höhe, für Rundfahrgelegenheiten im äußeren Gürtel (mit Fernblicken) und schließlich für Aufstiege zum Gipfel. Es ergibt sich daraus eine Menge von Planlinien, die ein ganzes Verkehrsnetz darstellen. Dieses Verkehrsnetz ist teils vorhanden und nur noch auszubauen, teils aber planmäßig zu ergänzen. Aber auch eine Flächenaufteilung im Sinne des Städtebaues und der Landesplanung ist daneben nötig. Es muß bestimmt werden, welchem Zweck die Flächen des Zobtengebietes zugeführt werden sollen, ob sie Siedlungsgebiet werden oder ob sie Gewerbe oder Industrie zugewiesen werden sollen.

Andere Flächen wird man der gärtnerischen oder landwirtschaftlichen Nutzung und wieder andere der forstwirtschaftlichen und der Nutzung der Bodenschätze zuweisen müssen. Diese werden zum großen Teil mit den gewünschten Frei- und Erholungsflächen zusammenfallen können, zum Teil aber werden aus ihnen doch wieder Sportplätze und Naturschutzgebiete auszuscheiden sein. Erst dann, wenn eine solche Flächenverteilung geplant ist, kann aus ihren Grundlagen heraus beispielsweise auch der Bebauungsplan für die Stadt Zobten mit Aussicht auf wirkliche Zweckmäßigkeit aufgestellt werden.

Was von alledem geschieht nun bisher am Zobten?

Der Regierungspräsident von Breslau, Herr Dr. Jaenicke, und der Schlesische Bund für Heimatschutz, der sogar einen eigenen Zobtenausschuß besitzt, haben in den letzten Jahren ihr Augenmerk besonders auf den Zobten gerichtet. Sie sahen, daß für den Zobten durch planloses Vorgehen die Gefahr der Verunstaltung besteht. Es ist darum im September 1927 eine Polizeiverordnung zum Schutz des Zobtengebietes erlassen und durch eine zweite Verordnung vom Juli 1928 ergänzt worden. Zu dieser Abwehrmaßnahme soll nach dem einmütigen Wunsch aller Beteiligten aber auch eine aufbauende positive Arbeit hinzutreten. Man verhandelt über die Aufstellung eines Planes, der sowohl das Verkehrssystem als die Flächenaufteilung regelt und zur gesunden Grundlage späterer Bauungs- und Baupläne werden kann. Mit den Vorarbeiten zu solchen Plänen ist insofern begonnen worden, als eine Luftbildaufnahme des Zobtengebietes stattgefunden hat. Ferner ist ein Teilgebiet aus dem Gesamtplan seiner besonderen Eilbedürftigkeit wegen schon im einzelnen bearbeitet worden, nämlich das Gebiet des ehemaligen Gutsbezirkes von Gorkau. Diese Planung ist durch die Städtebauabteilung der provinziellen Wohnungsfürsorge-Gesellschaft „Schlesische Heimstätte“ und mich gemeinsam erfolgt. Der entstandene Plan ist dank der großen Hilfe, die die ganze Zobtenfrage dauernd beim Regierungspräsidenten und bei seinen Dezernenten, Regierungs- und Baurat Müller und Regierungsbaurat Stöckhardt, findet, gestützt worden durch eine Polizeiverordnung und eine Ortssatzung.

In diesem Sinne kann aber für das Gesamtgebiet erst fortgeföhren werden, wenn alle interessierten Stellen der Angelegenheit ein weiteres freundliches Interesse schenken. Als

Beispiel aus den künftigen Aufgaben nenne ich zuerst: Umgehung von Ortschaften. Wie notwendig solche Umgehungen der Ortschaften schon der Staubplage wegen sind, zeigen einige Sätze aus einem Tampadeler Notschrei aus der Schlesischen Volkszeitung vom 25. September 1929:

„Soweit das Dorf an der Chaussee liegt, ist es von früh bis abends in eine Staubwolke gehüllt. Die Gärten an der Chaussee sind wie mit einer Mehlschicht bedeckt, und die Fenster können von früh bis abends nicht mehr geöffnet werden. Der Sonntag, der für den Bauern der langersehnte Ruhetag ist, ist für die Tampadler zu einer wahren Hölle geworden. Viele Autos fahren mit offenem Auspuff durch das Dorf. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Autobesitzer und Chauffeure rücksichtsvoll sind, aber es gibt immer eine Anzahl Wagen, die in rasender Fahrt das Dorf passieren, und jeden Augenblick kann in der Staubwolke ein Zusammenstoß erfolgen. Die Motorradfahrer sind zu einer wahren Landplage geworden.“

Gewiß wird man solchem Übel zuerst durch Herstellung staubfreier Straßendecken begegnen müssen. Aber abgesehen davon, daß eine völlige Befreiung von der Staubplage auch dadurch kaum möglich sein wird, sind doch, was noch weit wichtiger ist, die Straßen, die mitten durch die Dörfer führen, zum Teil auch als Gefahrenpunkte für Verkehrsunfälle zu bewerten, und diese Gefahrenquelle ist ja noch weit ernster zu beachten als die leidige Staubplage und kann nicht durch kleine Mittel beseitigt werden. Im Interesse ebensowohl eines ungestörten und gesunden Wohnens in den Dörfern als auch der Schnelligkeit des durchgehenden Fernverkehrs liegt es unbedingt, die Ortschaften zu umgehen, nicht nur an den Ein- und Ausmündungen herumzudoktern. Der Ortseingesessene neigt allerdings dazu, aus scheinbar naheliegenden Gründen Widerstand gegen solche Umgehungsstraßen zu leisten. Diesem Widerstand liegen irrtümliche Ansichten zugrunde, die man aufklären muß. Wenn auch in den nächsten Jahren oder vielleicht Jahrzehnten die Ausführung solcher Umgehungen schwer oder unmöglich sein wird, so muß man sie doch planen, die Möglichkeit ihrer Ausführung rechtzeitig offen halten, damit ihnen nicht an den wichtigsten Stellen Hindernisse in den Weg gestellt werden, wie wir es in einem Falle sehr charakteristisch beobachtet haben. In einem Orte hat man ausgerechnet auf die Stelle, wo der einzige gute Platz für die Ausmündung einer Umgehungsstraße ist, eine kleine Siedlung gesetzt, die beim Vorhandensein eines Verkehrsplanes ohne jede Schwierigkeit um 10 m hätte verschoben werden können.

Ein anderes Beispiel der Planaufgabe ist die Behandlung des Engelberges. Dort muß ganz klar entschieden werden, wie weit der Engelberg Siedlungsgelände hergeben kann und in welchem Umfange er Waldkuppe bleiben soll.

Von diesen Beispielen jedoch genug. Es handelt sich hier noch mehr um die größeren Gesamtfragen, über die bei der ganzen Zolgenplanung klare Entscheidung getroffen werden muß. Wir wollen eine noch ursprüngliche oder doch mindestens verhältnismäßig wenig durch Zivilisation veränderte Landschaft für die Großstadt erschließen. Mit dieser Erschließung bringen wir aber unvermeidlich einen Teil gerade von dem Großstadtwesen, dem wir eigentlich entfliehen wollen, in die Natur hinein. Verderben wir nun dadurch die Landschaft, so ist das Ziel der Unternehmung gerade in dem Augenblick, wo wir es scheinbar erreichen, vernichtet. Lassen wir aber die reine Natur ohne Erschließung bestehen, so schließen wir den Großstädter aus, was wir doch im Interesse der Volksgesundheit nicht verantworten können. In diesem fast tragischen Zwiespalt muß eine vorsichtige Planung den richtigen Ausgleich suchen. Meiner

5. Miethaus in Breslau, Einbaumstraße 8
Architekt: Heinrich Lauterbach



Phot. Klette

Ansicht nach sind die Aufschließungswege und Straßen wohl an den Zobten heranzuführen, aber unter keinen Umständen bis auf seinen Gipfel hinauf. Man wird sogar schon sehr vorsichtig in der Wahl der Höhenlage sein müssen, bis zu der man Autoverkehr ermöglicht, denn mit den Fahrstraßen zusammen werden Parkplätze und Gaststätten unvermeidlich sein, die durchaus nicht an jedem Platze der schönen Landschaft erwünscht sein können. Sicher ist, daß überhaupt nicht nur die Interessen des Autoverkehrs, sondern wesentlich auch die davon getrennten Interessen der Fußgänger berücksichtigt werden müssen.

Endlich wird man die verschiedenen Wünsche des flüchtigen Massenbesuchs und der dauernden Ansiedlung zu beachten haben. Zur Heimatschutzfrage ist folgendes zu sagen:

Es wäre falsch, wenn sich der Schlesische Bund für Heimatschutz der im Interesse des Stadtpublikums notwendigen Aufschließung des Zobtens grundsätzlich in Abwehrstellung entgegenstellen wollte. Er würde überrannt werden. Es scheint vielmehr besser, und der Anfang dazu ist ja auch schon gemacht worden, daß sich der Bund in führender und in Wegweiserstellung aktiv an einer maßvollen Aufschließung beteiligt. Er wird das nicht mit Geld können, da er ja Mittel nicht besitzt. Er kann es aber sehr wohl mit Ideen. Und eine solche Idee sei hiermit zur Erörterung gestellt. Bisher lenken sich in der ganzen Frage die Blicke magnetisch auf den Zobtenkern, also das Gebiet, das im wesentlichen als Landschaft Anziehungskraft

ausübt. Man muß sich nun aber fragen, ob der Wanderverkehr und die Niederlassung von Wochenend- oder Dauersiedlungen wirtschaftlich leistungsfähig genug für den heut fehlenden großen Zubringerverkehr ist. Diese Frage möchte ich so beantworten:

Der gesamte Verkehr wäre wohl fähig, eine eingerichtete Verkehrslinie zu unterhalten, er hat aber nicht Schwungkraft genug, um die einmalige kostspielige Einrichtung des Zubringerverkehrs zu veranlassen. Und es fragt sich, wo man da Hilfe findet. Meiner Ansicht nach in dem Gürtel von Flachland, welcher sich um das Zobtengebirge und um die Kölschener Berge herum legt. Wenn es gelingt, in diesem Landschaftsgürtel Erholungsheime, Krankenhäuser, kleine Gewerbe — Gärtnereien, besonders zur Gewinnung von Frühgemüse und schließlich im Anschluß an die schon erwähnten Bodenschätze auch rauchfreie Industrie stärker als bisher anzusammeln, dann würde man damit tragfähige Lebenskräfte, starke Magnete für den jetzt fehlenden Zubringerverkehr schaffen. Es ist nicht genügend, den Zobtenkern vom Standpunkt der Erholungsfrage, des Wander- und Reiseverkehrs aus zu betrachten, wenn nicht gleichzeitig auch der Zobtengürtel zum Gegenstand einer viel intensiveren Kultivierung gemacht wird. Die Wasserfrage erscheint hierbei noch als ein Hemmnis und läßt die Idee im Augenblick etwas utopisch aussehen. Der Gedanke: Verkehr zum Zobten-Kern durch Kultivierung des Zobten-Gürtels kann aber als Richtschnur für eine aktive Aufbauarbeit am Zobtenproblem dienen, denn sie erst bringt den bisher nur sozialhygienisch zu begründenden Zobtenverkehrswünschen die heute mehr als je nötige Aussicht auf wirtschaftliche Stützung.

Abstimmung

Erzählung von Hellmut Schwabe

Im Frühjahr 1921, zur Zeit des Plebiszits in Oberschlesien, rollten die Abstimmungszüge aus allen Teilen des Reichs durch unsere Provinz und berührten, Mittelschlesien durchquerend, den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt K., einen merkwürdigen Ort, der, mitten in der Ebene gelegen, aus Gleisanlagen und ein paar verräucherten Hütten besteht, mit seinem großen Bahnhofskopfe vergleichbar dem unausgeglichenen Leibe eines menschlichen Embryos.

Wir, höhere Schüler einer verschlafenen Kleinstadt der Nachbarschaft, bekamen eines Morgens, kurz vor der Abstimmung, den Befehl, uns auf dem Hofe unseres Schulgebäudes zusammenzufinden. Der Direktor und ein fremder Herr in schwarzem Mantel teilten uns mit, daß wir ausersehen wären, bei der geplanten Speisung der Abstimmungsfahrer auf dem Bahnhof in K. als Helfer mitzuwirken. Einige Tage würden wir in unserem Dienste ausgebildet werden und dann jeden Morgen, solange die Abstimmungszüge kämen, nach K. hinüberfahren.

Zunächst war schulfrei und einer besonderen Aufforderung zu Stolz und Freude bedurfte es nicht. In wilder Ausgelassenheit darüber, endlich zu den Arbeiten, die die Not der Zeit verlangte, herangezogen zu sein, stoben wir auseinander, nachdem der Fremde noch dadurch unsere Stimmung erhöht hatte, daß er jedem eine Entlohnung von 75 Pfennigen für den Tag versprach.

Am nächsten Morgen marschierten wir nicht zur Stadt hinein, in Schule und Lateinstunde, sondern militärisch geschlossen in umgekehrter Richtung nach dem Bahnhof. In der Bahnhofswirtschaft erwartete uns ein weißköpfiger Offizier, ein lauter, jovialer Herr, Soldat alten Schlages, leicht aufbrausend, aber mit einem gütigen, verschmitzten Lächeln um den

Schnurrbart, dem man es ansah, daß er eine Truppe auf Tod und Leben in der Hand haben konnte. Man rief uns zusammen, ließ uns in Reih und Glied treten, und der Oberstleutnant hielt eine Ansprache. Er erklärte uns, daß er sich freue, mit uns zusammen zu arbeiten, zum Wohle des Vaterlandes. Im Gegensatz zum richtigen Soldaten, der viele Befehle lernen müsse, braucht ihr, sagte er, nur zwei Kommandos zu beherrschen, nämlich „Ausschwärmen!“ und „Zur Verteilung!“

Wir wollten diese Kommandos sofort einmal üben. Jeder von uns erhielt zu diesem Zwecke in der Bahnhofswirtschaft einen Stoß von 10 Tellern in den Arm gedrückt, die wir keuchend auf den Perron schlepten. Der Oberstleutnant schrie, ein Zug führe in diesem Augenblicke ein, das Kommando „Ausschwärmen“ ertönte, und unsere Gruppe nahm mit Windeseile vor den Abteilen des imaginären Zuges in regelmäßigen Abständen Stellung. „Zur Verteilung“, schrie unser Führer, und schon schlepten andere Kameraden klirrende Blechbottiche mit Kellen heran und schöpften aus den leeren Gefäßen, deren Hohlheit sie durch lautes Klappern verbargen, nicht vorhandene Suppe in unsere Teller, die wir eilig weitergaben, bis die nächsten am Zuge trotz all ihres Eifers doch plötzlich feststellten, daß sie ihre Teller vergeblich über den Perronrand in die leere Luft hielten und laut zu lachen begannen.

Am dritten Tage fuhren wir nach K. Wie vorauszusehen, war der praktische Wert unserer Vorübungen auf dem heimatlichen Bahnhof gering, denn die Kommandos unseres Oberstleutnants gingen im Donner der einfahrenden Züge unter, und kaum hatten wir mühsam vor den Abteilen der noch zitternden Wagen Fuß gefaßt, als die Reisenden, von der langen Fahrt versessen, aus den Türen fluteten und sich den Zug entlang die steifen Knie vertraten.

Jeden Vormittag wurden gewöhnlich drei Züge erledigt; sie hatten 20 Minuten Aufenthalt, das Essen nahm eine knappe Viertelstunde in Anspruch, so daß noch 5 Minuten Zeit blieben, in denen wir uns mit den Abstimmungsfahrern beschäftigten. Trotz allen Trubels, Laufens und Durcheinanderschreiens, die die Ankunft jedes Zuges mit sich brachte, unterhielten wir uns, fragten nach dem Woher, sahen uns die Leute an, rieten, wer Pole sein könnte, und tauschten mit vielen die Adressen aus. Manche machten Aufnahmen, schrien, gestikulierten wie erfahrene Photographen und stellten lachende, hüteschwenkende Pyramiden auf den Trittbrettern der Abteile zusammen. Oft fuhr ihnen die Pyramide im letzten Augenblicke davon. Jeder Zug brachte neue Wellen der Begeisterung, die uns in ihrer Übermacht fast verwirrten. Mit dem Deutschlandliede, von Hunderten gesungen, krochen die überschweren Züge langsam aus der Halle. Wir und sie wußten nicht, in welche Hölle sie fuhren.

Wenn die Abstimmungszüge den Bahnhof verlassen hatten, vergingen mehrere Stunden, ehe wir mit dem planmäßigen Zuge nach Hause fuhren. Bis dahin führten wir ein rechtes Lagerleben, aßen aus einer Gulaschkanone Erbsen mit Speck, strolchten auf dem Bahnhof herum und erkletterten zum Ärger der Eisenbahnbeamten die Signalbrücken, von denen sie uns schimpfend herunterholten, gingen in das Dorf K., in seine Kneipen, streiften auch weiter bis zu den nächsten Dörfern — aber der Haupttrupp schlug die Zeit kartenspieland, rauchend und biertrinkend in der Bahnhofswirtschaft tot. Wir knauserten nicht, in Erwartung des künftigen Soldes, borgten einander an, es wurde gerne gegeben, und jeder brachte, von Freiheitsgefühl und Ausgelassenheit besessen, mindestens die in Aussicht stehenden 75 Pfennige durch. Wenn der Lärm an unserem Tische allzu bunt wurde, trat der Lehrer auf Zehenspitzen heran, winkte

beruhigend mit dem Kopfe und schlich wieder davon, als ob er mit uns loser Schar nichts zu tun hätte. Nun, wir konnten uns schon allerlei erlauben, wir waren Helfer, wir waren Persönlichkeiten.

Eines Tages herrschte in unserer Truppe große Aufregung. Das Gerücht ging um, wir sollten für unsere Helfertätigkeit nicht bezahlt werden. Das Versprechen wäre ein Irrtum. Anfangs taten wir so, als ob es uns nichts ausmache, aber nach einer Weile taumelten schon die ersten — wir waren sämtlich untereinander und an die Bahnhofswirtschaft verschuldet — wie vor den Kopf geschlagen herum. In der und jener Ecke bildeten sich flüsternde Gruppen. Schließlich zogen sich die meisten gleich einer frierenden Herde am äußersten Ende des Perrons zusammen und guckten ratlos, wie auf einem steinernen Kai zusammengedrängt, in das schienenzerfressene, trostlos-eintönige Gelände des riesigen Bahnkörpers, in dem Lokomotiven, dampfende Kolosse, hin und hertrieben, und die Schlangen der Güterzüge vorüberglitten.

Als wir zur Rückfahrt zusammentraten, stellte sich unser Lehrer vor uns hin, ein jüngerer Mann mit unruhigem Vogelblick, der den Feldzug mitgemacht hatte und wegen seiner haarsträubenden Kriegserzählungen unter uns im Rufe zweifelhafter Wahrheitsliebe stand. Seine Augen glänzten, er liebte das Warten auf dem Bahnhof wenig und eilte, sobald wir unsern Dienst beendet hatten, zu einem befreundeten Apotheker, der wegen der Vorzüglichkeit seiner selbstgebrauten Schnäpse eine meilenweite Berühmtheit genoß.

„Jungens“, sagte er, wobei er in Ton und Geste mit Geschick unsern alten Oberstleutnant zu kopieren suchte, „ihr wißt, daß der Staat wenig Geld hat. Für die Tage, die ihr hier helft, sind euch 75 Pfg versprochen worden. Das Vaterland erwartet von euch, daß ihr als deutsche Jungen auf diese Vergütung verzichtet, wie es andere Schulen im Umkreise schon getan haben“.

Dann sah er sich augenzwinkernd im Kreise um und schloß sehr unmilitärisch: „Ihr seid doch alle einverstanden?“

Der Lehrer hatte wohl erwartet, wir würden wie ein Mann begeistert zustimmen, aber er irrte sich. Wir ließen betreten die Köpfe hängen, schwiegen und schämten uns. Er sah überrascht auf.

„Nun?“ Durch seine Stimme klang eine verborgene Drohung. „Ich lasse euch bis morgen Zeit.“ Wir sollten uns besinnen und dann Bescheid geben. Schweigend zogen wir in unser besonderes Abteil. Der Lehrer trat ab und setzte sich in einen anderen Wagen.

Der Gedanke der Klassen- und Schülerräte hatte trotz mancher Versuche bei uns keine Wurzel gefaßt, ebensowenig wie sonst irgendwo in der Provinz. Es blieb im wesentlichen alles beim alten. Zwar wurden Vertrauensmänner in den einzelnen Klassen gewählt, aber sie waren nur Pflichtenträger und wurden in allen Dingen zur Verantwortung gezogen, bei denen sich der eigentliche Schuldige nicht ermitteln ließ. In diesem Punkte genossen sie voll und ganz das Vertrauen unserer Lehrer.

Jetzt erstand, vor dem über uns aufziehenden Unheil, die Idee des Schülerrates spontan. Erregt debattierten wir unsern Fall. Selbst Wilhelm, den Phlegmatischsten unter uns, packte so etwas wie Eifer und sein hübsches, aber leeres Gesicht wurde ganz rot. Er sprang hastig auf, überstürzte sich mit seinen Worten, blieb stecken, stotterte. Ein kurzes Lachen erscholl, brach aber sofort wieder ab. Wilhelm machte traurige Augen und setzte sich hin. Die ganze Klasse war so begeistert ausgezogen und nun saßen wir da. Im Grunde waren wir alle ziemlich hilflos, so viel wir auch redeten. Mit dem Herzen gaben wir unserm Lehrer recht, aber viele

von uns waren arm, bekamen wenig oder gar kein Geld und wovon sollten sie dann die Zechen der letzten Tage bezahlen? Es war eine dumme Situation. Wo waren die Herren Persönlichkeiten von gestern? Jetzt kamen wir uns alle wie schmähhliche Kerle vor und sahen uns nach einer Rettung von außen um. Wir eine Herde, die auf einen Ruf nach dieser oder jener Richtung wartet, waren wir wohl alle ebenso sehr geneigt auf unseren Lohn zu pochen und unsere Schulden zu bezahlen, wie auch auf das verdiente Geld in neugeweckter Begeisterung zu verzichten und alles Unheil über uns zu nehmen — ja wir hätten es sicher getan, wenn das Unheil nur einen ganz kleinen heroischen Schimmer gehabt hätte. Aber die Aussicht auf die Schimpfereien und den Ärger unserer Eltern lockte uns wenig.

Der einzige Vorschlag, der schließlich zustande kam, war der, dem alten Oberstleutnant, den wir wegen seines offenen polternden Wesens liebgewonnen hatten und von dem wir mehr Verständnis für unsere Lage erhofften, als von unserem Lehrer, die ganze Sache vorzutragen und seine Meinung abzuwarten.

Unser Vertrauensmann, Ludwig Fellhauer, Kind eines kleinen Beamten, war uns nicht nur seiner Gestalt, sondern auch seiner geistigen Entwicklung nach um einen Kopf voraus. Wir glaubten alle, er beschäftige sich schon mit Politik. Langsam und überlegt, regierte er uns weise wenn auch manchmal nicht ohne Tyrannei; er war ein beinahe väterlicher Führer unserer Fußballmannschaft und die bei Wettspielen aufgeregte Stürmerreihe spielte sich unter seinen ruhigen Zurufen schnell und tapfer ein. Nie war er übermäßig begeistert, nie völlig zerknirscht — er segelte immer im ruhigen Gleichmaß einer gar nicht jungenhaften Überlegtheit dahin, und wahrscheinlich deshalb genossen seine Urteile, Tadel wie Auszeichnungen, unter uns kritiklose Anerkennung.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß wir Ratlosen in jenen Augenblicken gespannt auf seine Meinung warteten. Er geizte mit sich, ehe er seine Ansicht kundgab. Er grinste über das ewige „verstehste?“ des Phlegmas und hörte uns überhaupt mit stiller Verachtung zu. Erst als wir zu unserem Vorschlage gekommen waren, rief er um Ruhe.

Wir gehorchten im Augenblick. Man hörte nur noch das Rütteln des Zuges.

„Die Sache“, sagte er, „ist doch ganz klar. Wir haben Schulden, die wir bezahlen müssen. Die Schulden haben wir nur gemacht, weil uns das Geld versprochen worden ist. Quatsch ist, wenn er jetzt mit Verzicht und deutschen Jungens kommt. Dem Staate schenkt man nichts. Hättst du dir, Wilhelm“, er wandte sich an diesen, „vom Moldenbaum eine Mark geborgt und verspielt?“

„Nein“, sagte Wilhelm laut.

„Nein“, fuhr Fellhauer fort, „du hättest dein Vesperbrot gegessen und wärst still und friedlich nach Hause gefahren. Jetzt mußt du dem Moldenbaum sein Geld wiedergeben. Du hättest auch keine Zigarre geraucht, worüber der Alte hinter dir den Kopf geschüttelt hat. Ich habe es genau gesehen“.

Er machte eine Pause und dann kam ein trefflicher Trick. Wenn wir jetzt verzichten und kein Geld kriegen, sagte er und spuckte durch das Fenster, sieht es auch so aus, als wenn unsere Arbeit nichts getaugt hätte.

Diesen Worten konnte zunächst niemand widersprechen. Ein geschickter Kerl, dieser

(Fortsetzung auf Seite 290)



1.

Kennen Sie Ein neues Preisausschreiben

Augen auf

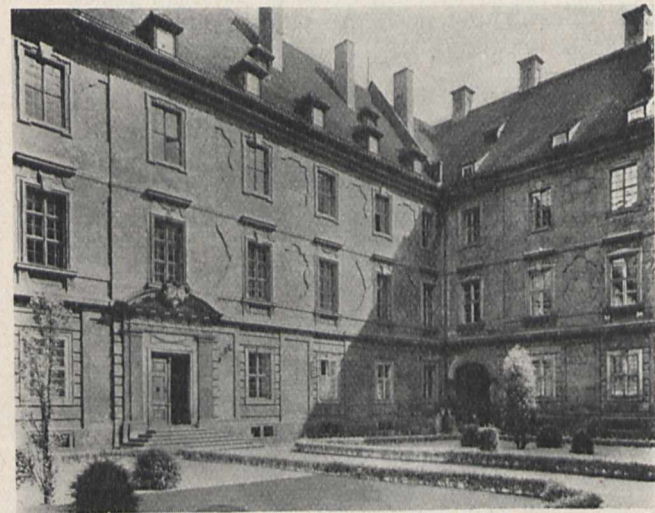
wenn Sie durch Schlesien wandern und reisen; wenn Sie seine geruhsamen Straßen streifen, wenn der intime Reiz seiner Städte Sie gefangen nimmt. An manchem Bauwerk, an manchem Denkmal bleiben Sie überrascht stehen. Sie entdecken es oder Sie begegnen ihm erfreut wieder und Sie prägen sich sein Bild ein.

Kennen Sie Schlesien?

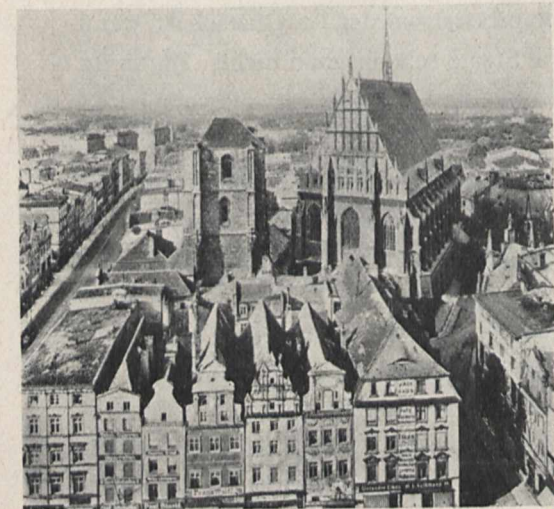
Diese Frage stellen wir an Sie heute, indem wir Ihnen 6 schlesische Sehenswürdigkeiten in nebenstehenden Abbildungen zur Bestimmung vorlegen.

Was für Bauwerke oder Stadtbilder sehen Sie hier?

An welchen schlesisch. Orten befinden sich die Originale?



2.



3.

Schlesien?

der „Schlesischen Monatshefte“

Für die richtige Lösung dieser Frage ist eine Reihe von Preisen ausgesetzt worden:

1. Preis 50.— RM.

2. Preis 30.— RM.

3. Preis 20.— RM.

4. bis 12. Preis:

je ein Exemplar der Buches von Landesbaurat Dr. Ludwig Burge-meister:

Das Breslauer Rathaus.

Im Falle mehrerer gleichwertiger Lösungen wird die Preisverteilung unter Ausschluß des Rechtsweges durch das Los entschieden.

Die Antworten der Preisbewerber sind nur auf dem im Anzeigenteil dieses Heftes befindlichen Abschnitte bis zum 15. August an die Schriftleitung der Zeitschrift, Breslau 18, Kirschallee 18 zu senden. Das Ergebnis des Preisausschreibens wird in unserem Septemberhefte veröffentlicht. Und nun auf zur Lösung!



4.



5.



6.

Fellhauer. Wir atmeten zwar alle erleichtert auf, weil überhaupt etwas gesagt worden war — einige riefen sogar Bravo, was äußerst lächerlich klang — aber eigentlich begeistert von seiner Rede war keiner. Wir pendelten unschlüssig zwischen seinem Vorschlag und unserem widersprechenden Gefühl hin und her und dann geschah es zum ersten Male, daß wir gegen Fellhauers Meinung handelten. Er fragte uns nach einer Begründung. Schweigen, niemand konnte sie ihm geben. Wir waren einfach vernarrt in den Gedanken, daß uns der alte Oberst mit einer schwungvollen Handbewegung und ein paar poltrigen Worten aus diesem Schlamassel helfen würde. Dann stimmten wir ab, nur Fellhauer ließ den Arm unten. Er schien uns wohl überhaupt nicht mehr zu sehen.

Als wir uns am nächsten Morgen zusammenfanden, traf uns die unerwartete Nachricht, daß der Oberst noch während der Nacht wegen dringender Geschäfte nach Oberschlesien abgereist war. Wir waren so bestürzt, daß sogar dem Lehrer unsere Verwirrung auffiel.

Nun hatte Fellhauer freie Hand. Sobald der Dienst beendet war, trat er an den Lehrer heran und erklärte ihm laut, wir konnten es alle hören, daß die Klasse auf das verdiente Geld nicht verzichte. Der Lehrer unterdrückte mühsam ein Pfui und sah den Vertrauensmann wütend an.

„Das geht wohl von Ihnen aus?“ höhnte er.

„Ich spreche im Namen der Klasse“, sagte Fellhauer ruhig.

„Schöne Klasse! Ihr bringt die Schule in einen schönen Ruf!“

Wir drängten uns unter seinen Augen zusammen und wagten nicht, ihn anzublicken. Hätte er in diesem Moment die richtigen Worte gefunden, wir hätten Fellhauer noch jetzt bedenkenlos im Stich gelassen. Aber er beging den Fehler, seinen Ärger zu offen zu zeigen, und wir waren noch Schüler genug, um aus seinem Zorne zu schließen, daß wir unsere Sache richtig gemacht hätten.

Nach ein paar Tagen bekamen wir das Geld. Wir traten zuerst schüchtern an den Auszahlungstisch heran, aber der fremde Herr, der uns am Anfang die Vergütung versprochen hatte, schien von dem ganzen Streite gar nichts zu wissen. Er warf die Geldstücke mechanisch auf den Tisch, es klirrte, und wir steckten sie in die Tasche, einer nach dem andern. Nach der Auszahlung erhob sich ein lautes Rechnen und Streiten. Von einem zum andern wanderten die Geldstücke, auf kürzeren oder längeren Umwegen aber doch endlich in die blinkende Stahlkasse der Bahnhofswirtschaft. Mit leeren Taschen kehrten wir heim.

Die Stimmung unter uns war schlecht. Unsern alten Oberstleutnant hatten wir auch zum Abschiede nicht mehr gesehen. Kaum der Gedanke konnte uns trösten, daß unsere leichtfertigen Schulden endlich bezahlt waren. Nur Fellhauer war selbstsicher und zufrieden. „Seht ihr“, sagte er, „man muß nur entsprechend auftreten. Braucht euch gar nicht zu schämen. Ich möchte bloß wissen, ob der Alte schon mal sein Gehalt dem Staate geschenkt hat, aus Begeisterung versteht sich. Und wenn ihr den Oberst gefragt hättet“, fügte er abschließend hinzu, „da wärt ihr ebenso glatt verrätzt gewesen.“

Wir andern waren aber keineswegs zufrieden. Die freien Tage und das Lagerleben waren zu Ende und nach allem hatten wir wenig Hoffnung, noch einmal, bei der Rückkehr der Züge, als Helfer herbeigeholt zu werden. Unsere Mißstimmung legte sich erst, als wir nach ein paar Tagen hörten, daß es nach der Abstimmung eine Verpflegung im Bahnhofe von K. nicht mehr gab.

Helft dem Bade Landeck!

Von Bürgermeister Dr. Machon

Bad Landeck, dessen Thermalquellen seit dem frühen Mittelalter zu Badezwecken benutzt werden, hatte bis zu Kriegsbeginn eine ständig ansteigende Entwicklungslinie aufzuweisen. Der Krieg brachte darin eine jähe Unterbrechung, da der größte Teil der Kurgäste ausblieb. Die Badeeinrichtungen wurden kranken und verwundeten Kriegern als erprobtes Heilmittel zur Verfügung gestellt. In Erwartung besserer Zeiten blieb aber die bauliche Entwicklung nicht stehen; noch im ersten Kriegsjahre wurde mit dem Bau des noch heute als mustergültig anzusehenden Georgenbades begonnen und, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, der größte Teil des Projektes 1916 fertiggestellt. Bei Kriegsende waren Einrichtungen und Inventar der anderen Badehäuser in stark abgenutztem Zustande, ohne daß die Möglichkeit bestand, wegen Mangel an Rohstoffen entsprechende Ergänzungen vorzunehmen. Die Inflationszeit ließ den Besuch wieder ansteigen, ohne daß aber daraus dem Bade eine wesentliche Einnahme verblieben wäre. Zu diesen Schwierigkeiten kam hinzu, daß dem Bade durch die unglückliche Grenzziehung im Osten und die verheerenden Folgen der Inflation ein großer Teil der früheren, besitzenden Kurgäste verloren ging. Der wohlhabende Russe hatte entweder in der Revolution seinen Besitz verloren oder seinen Wohnsitz ins Ausland verlegt. Die Bewohner der Provinzen Posen, Westpreußen und des westlichen Teiles von Oberschlesien waren zum größten Teil zu Polen geschlagen worden; politische und Paßschwierigkeiten hatten diesem Teil unserer Gäste (etwa ein Drittel der Gesamtzahl) den Besuch des Bades unmöglich gemacht. Der Verlust an Einnahmen daraus muß für die letzten zehn Jahre nach vorsichtigen Schätzungen mit etwa 1,7 Millionen Mark beziffert werden. Die geographische Lage von Landeck, abseits von den Verkehrsstraßen, die den Besucherstrom des Auslandes nach Deutschland führen, machte es unmöglich, durch Werbung in anderen Ländern Ersatz an Kurgästen zu beschaffen. Für unsere nächsten Nachbarn, Tschechen, Österreicher und Polen, wird ein Besuch schon aus Valutaverhältnissen sehr erschwert. Zudem muß unser Bad auch noch gegen die Konkurrenz der tschechischen Bäder ankämpfen, die in beneidenswerter Weise durch Staatsmittel unterstützt und gefördert werden. Es ist daher erklärlich, daß sich das Bad augenblicklich in nicht gerade günstiger wirtschaftlicher Lage befindet. Der Stadt, als Besitzerin des Bades, haben Krieg und Inflation neue Aufgaben und Pflichten auferlegt, die mit der Aufwendung ganz erheblicher Geldmittel verbunden waren. Sie ist daher aus eigenen Kräften nicht mehr imstande, die Aufgaben zu erfüllen, die ein solcher, für die Volksgesundheit so außerordentlich wichtiger Besitz verlangt. Es wäre daher Aufgabe der Allgemeinheit, also eine Aufgabe des Staates, die notwendigen Geldmittel zur Verfügung zu stellen, wie sie bereits einigen westlichen Bädern zum weiteren Ausbau bewilligt wurden. Die Möglichkeit dazu würde gerade jetzt durch die „Osthilfe“ gegeben sein. Eine verständnisvolle Hilfe würde jetzt noch das Bad instandsetzen, die Einrichtungen weiter so auszubauen, wie es der heutige Stand der Wissenschaft, Medizin, Balneologie und Hygiene verlangt. Daneben gilt es auch die kulturellen Werte zu erhalten und ein festes Bollwerk zu schaffen gegen die Versuche, noch weiteres deutsches Land zu versklaven.

Alt-Grafschafter Trachten und Volksbräuche

Von Sanitätsrat Dr. Paul Futter, Habelschwerdt

Die Grafschaft Glatz, ringsum von der weiten Welt abgeriegelt durch einen Wall hoher Gebirgszüge, hat sich länger als andere Teile Schlesiens dem Fremdenstrom und Zuzug nicht eingeborener Menschen verschlossen. Erst, nachdem im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Schienenstränge auch in dieses festländische Eiland vorstießen, wurde das anders und die Angleichung und Einebnung nahm ihren Anfang. Heut hat sich in der Grafschaft aus der „guten alten Zeit“ nur noch die in der ländlichen und einfacheren städtischen Bevölkerung gesprochene Mundart erhalten, die (obwohl in mehrere Abarten zerfallend) eine ausgesprochene, auch von der schlesischen deutlich unterschiedene Eigenart besitzt. Die alten Sagen und Legenden sind zumeist verklungen und auch von den vielen alten Bräuchen haben sich nur wenige in die gleichmacherische Neuzeit hinüber gerettet, sind aber auch schon mit dem Todeskeime behaftet. Die alten Grafschafter Trachten gar haben sich in morsche Truhen und Schränke als „Museumsstücke“ verkrochen und feiern ein Wiedererwachen zu einem lustigen Eintagsleben nur aus Anlaß der in den Nachkriegsjahren hier und da veranstalteten größeren oder kleineren Trachten- und Heimatfeste.

Ob es überhaupt, so wie eine typische Grafschafter Mundart, auch eine typische Tracht in der Grafschaft gegeben hat, ähnlich wie im Spreewald, in der Schwelm, in Oberbayern, im Schwarzwald und anderswo, erscheint nicht sicher. Aus den wenigen zeitgenössischen Abbildungen, die noch vorhanden sind, läßt sich ein klares, zweifelsfreies Bild nicht gewinnen. Die Trachten, die sie zeigen, und diejenigen, welche sich noch im Privatbesitz und im Glatzer Heimatmuseum vorfinden, unterscheiden sich kaum von denen, die in den übrigen Sudetenländern aufzuspüren sind. Das ist nicht verwunderlich. Denn die Ansiedler, die im 13. Jahrhundert in zwei Schüben in die Grafschaft kamen, nämlich Sachsen und Thüringer, aber auch Hessen, Schwaben, Bayern und Franken, waren gleichen Stammes, wie die deutschen Kolonisten in Schlesien und Ostböhmen. Sie alle haben zweifellos ihre heimischen Trachten mitgebracht, woher sich die Anklänge der Grafschafter Tracht an diese erklären. Durch das enge Nebeneinanderleben haben sich wohl im Laufe der Zeiten diese Einzeltrachten vermischt und verwischt, und so sind eben nicht nur in der Grafschaft, sondern auch in den benachbarten Sudetenländern jene „Modelle“ ohne entschieden betonte Eigenart entstanden, wie wir sie heut als „alte Grafschafter Trachten“ kennen. Auch der deutlich, sowohl in den Trachten als auch in den Bräuchen, hervortretende slawische Einschlag findet zwanglos seine Erklärung in dem Umstande, daß nach Abzug des Hauptteiles der germanischen Vandalen (Silingen) und Markomannen zur Zeit der großen Völkerwanderung sich Slawen (Tschechen), allerdings nur in spärlicher Zahl, in der Grafschaft ansiedelten und nach Einzug der deutschen Siedler im 13. Jahrhundert allmählich in diesen aufgingen und ihnen einen Teil ihrer Tracht und ihrer Bräuche vererbten. Dazu kommt noch die Nachbarschaft mit den Tschechen und der Umstand, daß eine „Reichsgrenze“ die Grafschaft von letzteren erst seit Friedrichs des Großen Siegen trennt. Wie man in letzter Zeit die „Mundartforschung“ mit Erfolg zur Aufhellung der Besiedelungsgeschichte verwendet hat, könnte man das auch durch eine

Alt-Grafschafter Trachten



1. Mädchen aus der Grafschaft



2. Der „Druschma“ zwischen 2 Dorfmusikanten



3. Frau am Spinnrad



Trachtenforschung tun, wenn es eben nicht leider in dieser Hinsicht an den erforderlichen überkommenen Unterlagen fehlen würde.

Was nun die sogen. alten Grafschafter Trachten selbst anlangt, so sind diese keineswegs immer gleich geblieben, sondern auch sie waren einem steten Wechsel unterworfen, wenn auch nicht in so rascher Folge wie heutzutage. Die vornehmeren Stadtbewohner haben übrigens die gleiche Kleidung getragen, wie sie jeweils sonst in Deutschland und Österreich „mode“ waren, vielleicht mit einigen Jahren Verspätung, wie dies bis in die letzte Zeit noch der Fall war. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß auch die ländlichen Trachten nichts weiter als vor vielen Jahrzehnten allgemein getragene Kleiderarten waren. Jedoch ist hierbei zu bemerken, daß in früheren Jahrhunderten der Landmann ebenso wie seine Lebensmittel auch seine Gewänder nur den eigenen Erzeugnissen entnahm, nämlich selbstgewebter Leinwand, die ihm seine Flachsfelder, und selbstgesponnene Wolle, die ihm seine Schafe lieferten. Diesen Rohstoffen paßte sich seine in der Hauptsache nur aus Wolle und Leinwand bestehende „Kluft“ an. Aus (meist blau) gefärbter oder auch ungefärbter Leinwand bestanden die „Plente“ und die Hosen der Männer (bis diese die standhaftere Lederhose ersetzte), aus Leinwand oder Wolle (Worbs), auch die Leibchen und Kleider der Frauen. Erst später — Ende des 18. Jahrhunderts — traten an deren Stelle zum Teil einfacher und bedruckter Kattun und Samt, sowie Baumwollstoffe, Tuche und Seiden. Die Jugend, die diese „modernen“ Stoffe zuerst zu tragen wagte, wurde „sündhafter Hoffert“ (Hoffart) geziehen.

Die Männertrachten, die bei uns heut noch hier und da aufzutreiben sind, entstammen fast ausnahmslos dem Anfang des 19. Jahrhunderts, der Zeit des Biedermeier. (Bild 5.) Der engbrüstige, unten glockenförmig ausgeweitete schwarze oder blaue Tuchrock, „Schwenker“

5. Brautzug



genannt, und der etwas kürzere, dem sogen. Gehrock ähnelnde Festtagsrock, die schwarzseidene Halsbinde mit dem darüber umgelegten weißen Hemdkragen, lang- oder halbschäftige Stiefel und ein breitrempiger Zylinderhut sind die Hauptmerkmale dieser. Dazu kommt häufig eine seidene bunte oder schön bestickte Weste. Als Werktagskleidung sind Leinwand- oder Lederhosen, die unten zugebunden werden, über die Hosen gestreifte wollene Strümpfe und Latschen (Halbschuhe) oder halbschäftige Stiefeln sowie eine Leinwand- oder Worbsplente (kurze westenartige Jacke mit langen Ärmeln) die gewöhnliche Ausrüstung. In früheren Jahrhunderten trugen die Männer Kniehosen und Schnallenschuhe.

Bedeutend zahlreicher sind weibliche Kleidungsstücke aus den früheren Jahrhunderten, in alten Familienschränken aufbewahrt, und werden hin und wieder ans Licht gezogen. Sie an dieser Stelle ausführlicher zu beschreiben, fehlt der Raum, daher nur einige Hauptmerkmale (Abb. 1. u. 3). Das Glanzstück war fast immer die „Haube“. Reich mit Gold bestickt und vorn mit einer mitunter kostbaren „Rüsche“ umrahmt, wurde sie mit reichbestickten Seidenbändern unterm Kinn befestigt, und ebensolche Bänder flatterten vom hinteren Haubensaum weit über den Rücken der Trägerin hinunter. Ein zweites Schmuckstück war das „Brusttuch“, um Hals und Achsel geschlungen und an der Taille befestigt. Es bestand entweder aus feinsten Wolle oder kostbarer bunter Seide und war meist prunkhaft bestickt. Ein drittes Paradeferd war die „Schürze“, die von der Taille bis zum Rocksäum reichte und fast den ganzen Körper umschloß. Sie bestand aus Leinwand oder Seide und wies gleichfalls zum Teil köstliche Stickereien auf. Das Kleid war meist im ganzen gearbeitet als sogen. „Spencer“ und aus Kattun oder Worbs gefertigt — es kam im allgemeinen weniger zur Geltung. Die eben beschriebene Tracht war die „Festtracht“. Zur Arbeit an Werktagen wurden natürlich nur einfache Röcke, derbe Leinwandschürzen, feste Mieder und Leinwand- oder Kattunjacken getragen — zu allem wollene Strümpfe und Halb- (sogen. Nieder-) Schuhe. Zur Kopfbedeckung diente zumeist

das dreieckige, um den Kopf geschlungene und im Nacken geknotete böhmische „Kooptichla“, „Knepe“ getauft. In noch früheren Jahrhunderten war auch bei den Frauen die Kleidung von der eben beschriebenen wesentlich verschieden, wie die noch im Besitz des Magistrats Habelschwerdt befindlichen Original-Hand-Tuschzeichnungen zu beweisen scheinen, wenn sie wirklich „nach der Natur“ gezeichnet sind, was recht zweifelhaft ist.

Kommen wir nun zu den alten Grafschafter Volksbräuchen, so traten diese hauptsächlich am Anfang (Taufe) und Ende (Begräbnis), vor allem aber bei dem Höhepunkte eines Menschenlebens (der Hochzeit) in Erscheinung. Nur von letzteren kann und soll hier berichtet werden. Bei einer ländlichen Hochzeitsfeier trat vor allem eine eigenartige Figur in den Vordergrund: Der „Hochzeitsbitter“ oder nach dem, dem Tschechischen entlehnten Sprachgebrauch: Der „Druschma“ (Abb. 2). Dieser war eine Art „Zeremonienmeister“, der in allem, was bei einer derartigen Feier vonnöten und guten Brauches war, aufs beste Bescheid wußte. Er hatte auch für das körperliche und geistige Wohlbefinden der ganzen Hochzeitsgesellschaft Sorge zu tragen und verstand das in allen Stücken tadellos. Auch war es seine Aufgabe, die Verwandten und übrigen Gäste rechtzeitig in wohlgesetzter Rede namens des Brautvaters zum Hochzeitsfeste geziemend einzuladen. Auch die „Weggabe“ der Braut besorgte er an Stelle des Brautvaters in gar viel, oft gereimten, rühr-, tugend- und lobesamen Worten. Beim meist stundenlang ausgedehnten Hochzeitsmahl wußte er durch teils weisheitstriefende Sprüche, teils recht derbe und anzügliche Mätzchen die Teilnehmer nach deren Art und Geschmack zu unterhalten. Schließlich war er bei dem nachfolgenden Tanz im Kretscham der gegebene „Tanzordner“ — kurz und gut, er war der Spiritus rector, der das Ganze vom frühen Morgen an leitete und am späten Abende zuletzt zu einem guten Ende führte. Ein so wichtiger Mann mußte natürlich auch schon äußerlich deutlich erkenntlich gemacht werden, und das geschah denn auch reichlich dadurch, daß nicht nur sein Zylinder und Rock mit Myrtensträußen und bunten Bändern verziert war, sondern daß er auch einen Art Marschallsstab in der Hand hielt, der sich mit Blumen- und Bänderschmuck überladen zeigte. Einzelne Exemplare dieser Spezies kommen noch heut in der Grafschaft vor, und es gibt wohl kaum etwas Ergötzlicheres, als ihren Reden und Späßen zuzuhören, die übrigens zum großen Teil im Schrifttum erhalten sind.

Ein weiteres Merkmal einer Grafschafter Bauernhochzeit, das besonders in die Augen fiel, war das „Brautfuder“ (Abb. 4). Pferde, Kutscher und Leiterwagen waren auf das reichste mit Myrten und bunten Bändern geschmückt. Auf dem Wagen war all der Hausrat aufgetürmt, den die junge Frau in ihren neuen Hausstand mitbekam: Truhen (Laden), Schränke, Tische, Stühle (Schemel), Sofa, Betten und zuguterletzt ein gebrauchsfertiges Spinnrad. Ob all dieser Pracht aber thronte die „Zieh- oder Zichtefrau“, die der neugebackenen unerfahrenen Ehefrau bei der Einrichtung ihres neuen Heims mit Rat und Tat zur Seite stand und — um alle Welt, vor allem die Jugend — an dem jungen Glücke teilnehmen zu lassen, aus einem großen Korbe Zuckerbrötchen und andere Leckereien unter die gaffende und mehr oder weniger schandmaulende Zuschauerschaft austreute. War der Brautvater wohl bestallt, so folgten dem Brautfuder, von festlich gekleideter Mägden geführt, zwei, gleichfalls blumengeschmückte, „neumelke“ Kühe als Morgengabe für die junge Frau (Abb. 6).

Das im August 1922 in Habelschwerdt veranstaltete große Trachtenfest sowie die im vorigen Sommer in Bad Landeck von der dortigen Badeverwaltung in Szene gesetzten „Grafschafter Tage“ brachten eine ungeahnte Fülle alter Grafschafter Trachten und Gebräuche wieder einmal ans Tageslicht. Sie wurden von in großer Zahl herbeigeströmten Zuschauern gebührend gewürdigt und angestaunt. Die Badeverwaltung Landeck hat sich durch diese heimatlichen Veranstaltungen unstreitig ein großes Verdienst um die Förderung Glatzer Heimatkunde erworben. Denn schließlich sind gerade die B a d e o r t e der Grafschaft besonders dazu geeignet, weiteren Kreisen vor Augen zu führen, daß in der Grafschaft Glatz noch ein bedeutender Rest alten Volkstumes und anheimelnder Eigenart anzutreffen ist.



6. Zwei Kühe als Morgengabe für die junge Frau

Das Landecker Landschaftsbild

Von Pfarrer Augustin Heinze

Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet!
(Horaz)

Diese Lobeshymne unseres alten Horaz auf sein geliebtes Tusculum übertrug unser lieber knorriger Direktor nicht nur dem Wortlaut, sondern noch mehr dem Sinne nach auf unser Landeck, und jeder neidlose Naturfreund wird ihm recht geben. Zwar ist der Einheimische selten geneigt und oft auch nicht in der Lage, die Reize seiner Heimat besonders zu werten und anzuerkennen, aber der Fremde, der nicht bloß als Wandervogel durch Berg und Tal fliegt, sondern einige Wochen von seinen Berufsplagen ausruhen will, wird schwer einen Ort finden, der seinen Wünschen besser zusagt, als Landeck.



Phot. Klette

Allein schon die Ortslage betont diesen Vorzug. Wie ein Märchenland für sich ist es fast allseitig abgeschlossen durch einen dreifachen Kranz von Berg- und Hügelketten, die amphitheatralisch Stadt und Bad wie eine Schaubühne umkreisen. Wo immer wir unseren Standpunkt wählen, überall öffnet sich uns ein ästhetisch wohltuendes und zugleich harmonisch wirkendes Blickfeld. Vom Hutberge und Grauensteine im Westen sowie der Zeppelinhöhe im Osten überschauen wir am besten das Ortschaftsbild, wie es sich dem grad- und langgestreckten Bielefluß innig anschmiegt. Vom Kreuzberge im Norden und der Bismarckkoppe im Süden haben wir Stadt und Bad bequem zu Füßen liegen, zentriert vom Rathaus- und Marienbadturme; Harte, Überschar, Dreiecker geben uns niedliche Einzelausschnitte. Schweifen wir in die weitere Umgebung, z. B. auf den Heidel- oder Schneeberg, so werden zwar unsere Blicke wohlgefällig auf den Bergen und Tälern zu unseren Füßen ruhen, aber immer wieder zum Ausgangspunkte zurückkehren, da nirgends die Übersicht gestört wird, weder durch zu große Ferne, noch durch zu große Höhe. Was das Landschaftsbild anziehend und mannigfaltig gestaltet, sind die sieben Seitentäler nördlich von Landeck, durch die schäumende Bäche über steinigem Grund ihre klaren Wässer der Biele zusenden. Sie bringen Leben in das sonst starre Bild wie die Rippen und Adern in die Blattfläche. Auch die einzelnen Täler sind stimmungsvoll, bald durch ihren Richtungs- und Neigungsunterschied, bald durch ihren Wechsel von Fels und Matte, Wald und Feld, Dorf und Aue, bis sie sich einen im sanften, mit Fichten und Tannen bestandenen Grenzücken des Jauer- und Heidelberges. Auf der andern Seite



Blick auf Landeck

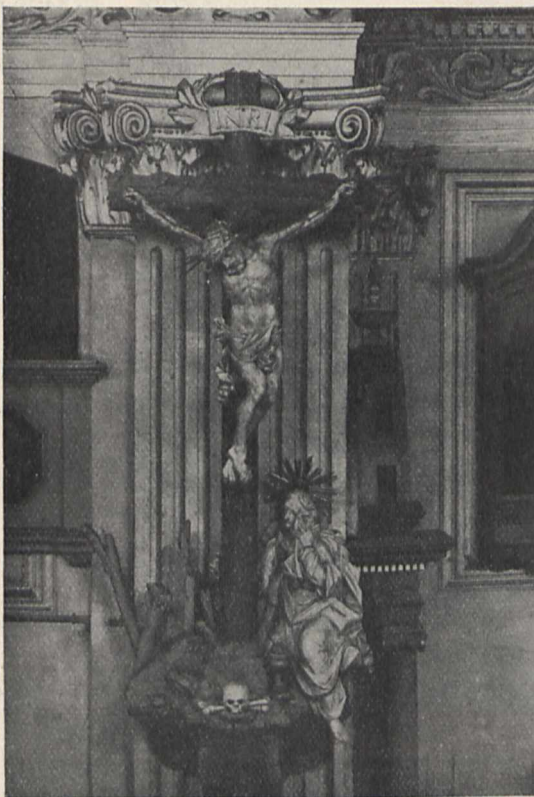
Phot. Klette

behaupten das wuchtige Biele- und Mohretal ihre Vorherrschaft, um Raum zu schaffen den langgestreckten Dörfern mit den emsigen Bewohnern, deren Mittelpunkt Landeck bildet.

Der Umschau liebende Naturfreund, der nicht durch Krankheit an Bad und Zimmer gefesselt ist, begegnet bei seinem bequemen und mannigfaltigen Spaziergängen auch noch anderen Freudenquellen. — Den Geologen laden die nahen vulkanischen Kalk- und Erzformationen zum Weilen. Der Zoologe findet, daß außer den gewöhnlichen Tieren des Mittelgebirges besonders die Vogelwelt reichlich vertreten ist. Auf der Biele zeigt die Wasseramsel ihre Taucherkünste; zuweilen wagt sich der Seidenschwanz, der Eisvogel und Wasserpieper vor. In den Forsten tummelt sich der Auer- und Birkhahn, Kuckuck, Amsel, Drossel, Specht; in den Vorgärten Grasmücke, Girlitz, Fink, Star, Meise. Genügend Ausbeute findet auch der Lepidopterologe und Entomologe bei seiner Jagd nach Beute zur heißen Sommerszeit in Wald und Feld, Hain und Rain.

Am meisten zufriedengestellt wird der Botaniker von seinen Exkursionen in die nähere und weitere Umgebung heimkehren. Besondere Betonung verdient der Pilzreichtum der Forsten. Während der Kriegszeit konnte Schreiber dieses gelegentlich einer täglichen Pilzberatung der Kurgäste während eines Sommers 51 meist essbare Arten davon feststellen. Viel Freude löste das Auffinden des sehr seltenen Erdsternes (*Geaster hygr.*) aus. Sehr lohnend ist ein Besuch der städtischen Gärtnerei, die unter sorgsamster Pflege und bester Sachkenntnis in ihren Freilandkulturen und Glashäusern viel Sehenswertes bietet, unter anderem auch ein Alpinum, von dem ein Teil oberhalb des Georgenbades gepflanzt ist, sowie nicht weit davon eine Zusammenstellung von tropischen Freilandpflanzen. Von seltener vorkommenden Gewächsen finden sich *Eupatorium cannabinum*, *Atropa Belladonna*. *Digitalis ambigua* im Kunzendorfer Haine; *Valeriana offic.* öfter, *Aconitum nap.* u. *Lilium Martag.* bei der Ruine Karpenstein, *Allium vict.* an einer verborgenen Stelle, *Primula elatior*, *Helianthemum chamaec.* auf Kalkboden; *Ranunc. aconitif.* und fast sämtliche Vertreter der Liliaceen wie *Paris*, *Polygonum*, *Majanthemum*, *Convallaria*, sodann *Veratrum*, *Polygala*, *Pirola* zieren die Waldwiesen und Lichtungen, vereinzelt auch *Sanicula* und *Trientalis*, an einzelnen Sumpfstellen *Comarum pal.* im Verein mit *Menyanthes trif.* Im Schneeberggebiet fallen uns auf: *Viola butea* und *biflora*, *Campanula barbata*, *Achyrophorus uniflorus*, *Doronicum Austr.*, *Mulgedium* und *Homogyne alp.*, *Hieracium aurantiacum*. An einer Stelle wächst unter *Taxus*gebüsch der Frauenschuh — *Cypripedium calceolus* — und *Neottia nidus avis*; doch gewöhnliche Sterbliche dürfen diese nicht wissen, sonst — Gardafui! Dagegen darf sich jedermann den Tulpenbaum — *Liriodendron* — an der Morgenpromenade beschauen, der kommt nämlich wegen der hohen Lage des Bades nicht zur Blüte.

Um so mehr blühen die Menschengewächse auf, welche diesen bevorzugten Erdwinkel gesund oder krank besuchen, der gegen Nord- und Ostwinde vollständig geschützt ist. Ihnen ist augenscheinlich die Seehöhe von 450 m, die mittlere Jahrestemperatur von 15,3 Grad Celsius, die Luftfeuchtigkeit von 78%, die jährliche Niederschlagsmenge von 730 mm besonders zuträglich.



**1. Kreuzigungsgruppe
von M. Klahr**

Landeck und seine Kunstschatze

Von Viktor Schaetzke

Da, wo die Biele aus dem Gebirge nördlich heraustritt und weiterhin scharf nach Westen umbiegt, breitet sich das freundliche Städtchen Landeck aus. Die Bedeutung des Ortes ergibt sich aus dem Zusammentreffen der Wege vom Bielethal mit denen durch den Krautenwalder

Paß, den Krebsgrund und über das Reichensteiner Gebirge (Jauersberg).

Die Entstehung von Landeck ist in Dunkel gehüllt. Das erste Mal wird seiner 1325 gedacht, doch soll es schon vorher bestanden haben. In den Hussitenkriegen wurde die Stadt zweimal verheert; großen Schaden richtete sodann 1564 die Pest an; natürlich ging auch der Dreißigjährige Krieg nicht spurlos an dem Gemeinwesen vorüber. Die Anlage Landecks ist scheinbar einfach, entspricht aber einer nicht ohne weiteres erkennbaren Entwicklung. Wie mit zwei Armen umklammerten ehemals die Dörfer Ober- und Niederthalheim den Stadtkern. Ersteres mit dem Badebezirk wurde bereits vor Jahrhunderten dem Ort einverleibt, das andere erst 1924 hinzugefügt. Die Planung der Stadt muß als unregelmäßig-gitterförmig bezeichnet werden. Zwei Längsstraßen, von denen die aus dem Bielethal kommende die Hauptverkehrsader bildet, durchziehen die Stadt, streichen am Markt entlang und vereinigen sich fast am Ende der Stadt. Am „Ring“ zweigt sich beiderseits ein Querweg ab; dazu kommen ein paar Seitengassen. Der „Ring“ ist in Landeck von besonderem Reiz (Bild 2). Malerisch ziehen an seiner Nordseite Arkaden entlang, welche die starre Häuserfront gefällig auflösen. Daß dieses Motiv vordem hier auch an den übrigen Häuserreihen vorhanden war, beweist der Überrest an der Ecke der Albrechtstraße. Der Brand von 1739 vernichtete die Harmonie dieser Anlage und ließ nur ein, wenn auch schönes, Bruchstück zurück. Diese „Lauben“ erinnern an ihre Vorbilder im Süden; sie bieten Schutz vor Regen und Sonnenschein, geben bequeme Gelegenheit zu Verkehr und Handel und dienten besonders früher noch zu anderen Zwecken: so schichtete man hier das Brennholz für den Winter auf und versammelte sich am Abend zu geruhsamer Unterhaltung. Das Erdgeschoß



2. Der Ring in
Stadt Landeck

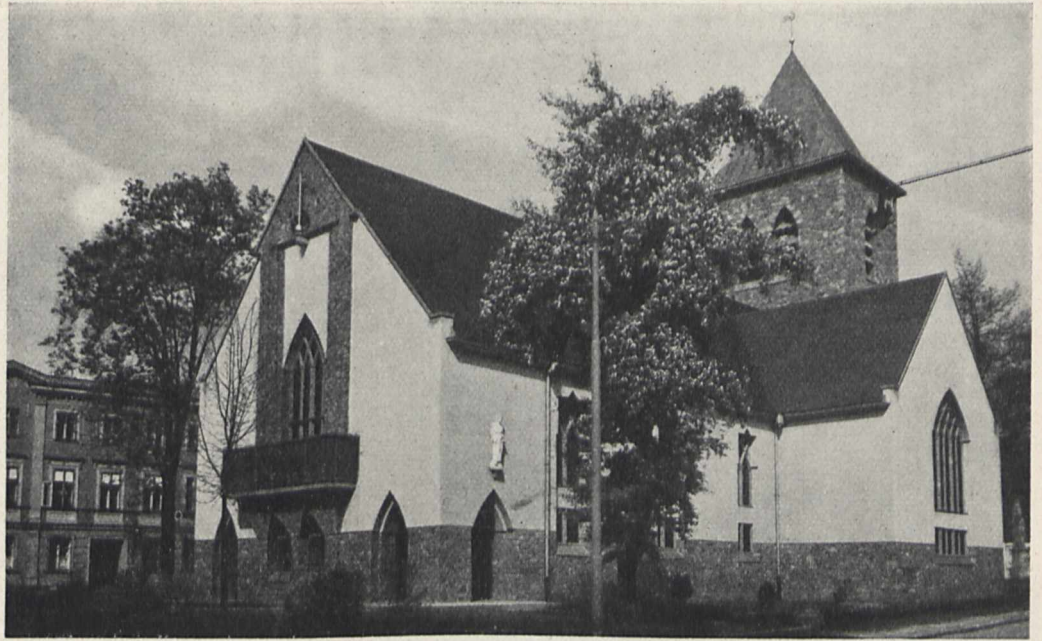
Phot. Hübel

ist ungefähr in Stubentiefe zurückverlegt; allerdings mußte die dadurch bedingte Verfinsterung der unteren Räumlichkeiten mit in Kauf genommen werden.

Die Einteilung der Wohnstätten zeigt die frühere Einstellung auf die Berufstätigkeit der Bürger meist als Handwerker und Ackerbauer. Tief reichen heute noch die Baulichkeiten und schmalen Höfe nach rückwärts bis zum Flusse hin. Neben dem neueren Rathause erhebt sich die Dreifaltigkeitssäule; das Mittelstück ist in malerischem Aufbau von je drei lebhaft bewegten Heiligenfiguren umgeben, deren Bekrönung die Dreifaltigkeit bildet. Nach einer als Chronogramm gegebenen Inschrift würde das Kunstwerk aus dem Jahre 1595 zu stammen haben, wogegen auf dem Buche des hl. Johannes die Zahl 1743 zu lesen ist; dieses Jahr stimmt auch mit der barocken Formgebung überein. — Von den Häusern ist das „Zur Kornecke“ besonders beachtlich. Über dem aufwandsvollen Portal thront eine gut durchgebildete Muttergottesfigur in steifem Brokatmantel; rechts im Flur befindet sich in einem Schrank ein fast drei Meter hoher pomphafter Altar, bekrönt von einer strahlenden Sonne. Alljährlich wird dieses Kunstwerk am Fronleichnamstage vor der Tür aufgestellt und bildet in Verbindung mit dem Madonnenbild eine höchst stimmungsvolle Stätte der Andacht und einen der bei der Prozession benötigten Altäre. — Hier soll sich auch das Heim des weit über Schlesien hinaus berühmten Barock-Bildhauers Michael Klahr (1693—1742) befunden haben.

Abseits vom Markte erhebt sich die katholische Pfarrkirche inmitten eines längst aufgelassenen Friedhofes. Das Gotteshaus stammt von 1692; es ist durch Tonnengewölbe mit StICKkappen eingedeckt und zeigt gute Raumwirkung. Bemerkenswert, daß Pfarrer Breiter, der den Bau ermöglichte, ferner der ausführende Meister Weyser und endlich der das Gotteshaus 1701 konsekrierende Weihbischof Seipel gebürtige Landecker waren. Der Turm entstand

**3. Die evangelische Kirche in Landeck
(erbaut 1929)**



Phot. Hübel

**4. Inneres der
evangelischen Kirche**



5. Die Marienkirche in Bad Landeck



erst 1797/98. Den größten Schatz seines Inneren bildet gegenüber der Kanzel das Kreuz im Presbyterium von M. Klahr (Bild 1). Wie echt ist das Sterben des Heilands, ist der Schmerz der am Kreuzstamme hinsinkenden Magdalena gegeben. Der gleiche Künstler fertigte auch die Statue von Maria und Joseph in origineller Auffassung: Der Nährvater trägt hier das Kind und Maria breitet verlangend die Arme nach ihm aus. Endlich schuf er die Kommunionbank, an der die Verschiedenheit der Traillen bemerkenswert ist. Erwähnenswert ist dann noch das Krippel (1782) von seinen gleichfalls künstlerisch

tätigen Söhnen; es wird zur Weihnachtszeit auf den Josephaltar gestellt.

Da, wo die beiden Längsstraßen zusammentreffen, erhebt sich dann die neue, erst 1929 eingeweihte evangelische Kirche (Bild 3). Der mit Anklängen an die Spätgotik von dem Architekten Ivan geschaffene Bau fügt sich ausgezeichnet in den alten Baumbestand ein. Von grau-blauem Sockel heben sich die weißen Wände kräftig ab. Das Innere (Bild 4) erfuhr durch Einfügung einer Kopfempore für Orgel und Sänger gegenüber dem Chorraum eine klare Gestaltung. Einen besonderen künstlerischen Schmuck bilden die Glasfenster, deren frische Farben durch die Einfachheit des übrigen Raumes besonders hervorleuchten.

Nicht zu vergessen ist endlich unter den Kunstwerken des Städtchens die zweijochige, höchst malerische Johannesbrücke, die schon vielen Künstlern zum Vorwurf gedient hat (Bild 6). Sie war z. B. ein Lieblingsthema des hier in Vergessenheit wirkenden Johannes Graf, dessen malerisches Können erst die Gegenwart wieder zu würdigen vermochte. Am westlichen Geländer der Brücke gegenüber der Statue des Heiligen Nepomuk lesen wir auf einer Tafel: Erbaut 1565, Renoviert 1783, Belegt 1921. Welche ungemeine Festigkeit das ehrwürdige Bauwerk besitzt, ergibt die Tatsache, daß die Wasserfluten von 1783 nur ihm allein nichts anzuhaben vermochten.

Etwa zehn Minuten von der Stadt entfernt liegt an den Ufern der Biele das Bad Landeck. Der Ursprung der warmen Quellen ist — gleich der Entstehung der Stadt — in Dunkel gehüllt. Der Sage nach sollen bereits in grauer Vorzeit Hirten sie gekannt und benützt haben. Von den Tataren wurde das Bad angeblich 1241 zerstört und später noch durch die Hussiten 1428



6. Die Johannesbrücke in Landeck mit dem Standbild des hl. Nepomuk

Phot. Klette

7. Die Georgen- kirche in Bad Landeck



Phot. Hübel

verwüstet. Einen besonderen Aufschwung erfuhr es, seitdem die Stadt 1736 die Vereinigung beider Quellen vollzog. Damals wuchs sein Ruf; fürstliche Personen suchten es immer mehr auf und 1765 bediente sich Friedrich der Große seiner während dreier Wochen; die Heilwässer stellten den Monarchen vollständig wieder her.

Zu historischer Bedeutung kam das Bad im Jahre 1813! Damals hielt sich hier während des Waffenstillstandes mit Napoleon König Friedrich III. von Preußen und seine Familie wochenlang im jetzigen „Königshaus“ auf. Da empfing er den Besuch seines Verbündeten, des Kaisers Alexander von Rußland. Ein großer Teil der Kriegspläne ward hier geschaffen. Von den alten Bauten des Bades ist zunächst die kleine, hochgelegene Georgenkapelle zu nennen, die 1656 auf achteckigem Grundriß errichtet wurde (Bild 7). Dorische Pfeiler gliedern sie innen wie außen. Das Ganze deckt eine gut durchgebildete Kuppel, die ihren Abschluß in einer Laterne mit vergoldeter Spitze und Knopf findet. Nach dem in weitem Bogen geschwungenen Bergkranz hin ist die viereckige Sakristei angefügt. Zwischen dem höchst ansprechenden kleinen Gotteshause unter alten hohen Linden und dem tiefer belegenen Bade steht auf rundem Sockel ein zierlicher Uhrturm. Stattlicher ist die Marienkirche, die Freiherr Sieg. von Hoffmann, der Schöpfer des neuen Bades, erbauen ließ (Bild 5). Sie wurde 1678 errichtet, 1690 durch zwei Seitenschiffe erweitert. Die Schauffront wird von Pilastern und einer Eingangshalle gegliedert.

Aus klassizistischer Zeit stammt der Luisensaal, zu dem Königin Luise den Grundstein legte. Das 19. Jahrhundert fügte endlich den stattlichen Bau des Marienbades hinzu (1878—1880), das beginnende 20. Jahrhundert den Bau des Georgenbades (1914—1917). Alles in allem ist Landeck — die Stadt wie das Bad — eine Stätte der Kunst, die von Schlesiens alter Kultur beredtes Zeugnis ablegt.

So geht es nicht weiter!

Indem wir das uns zugegangene Schreiben veröffentlichen, möchten wir seinen Inhalt auf das nachdrücklichste unterstreichen. Das Gegen-Argument, daß eine Beteiligung nur schlesischer Architekten und Handwerker zu allen schlesischen Bauvorhaben zu einer Art Inzucht führen würde, ist angesichts der Notlage Schlesiens nicht mehr stichhaltig. Heut ist uns das Hemd näher als der Rock. Wer die schlesische Architektenwelt mit allen ihr anhaftenden Künstlerkreisen und Wirtschaftszweigen erhalten will, der muß ihr auch die Mittel zur Existenz geben. Außerdem haben wir genügend künstlerische Kräfte, um den gestellten Aufgaben gewachsen zu sein.

Die Schriftleitung

Die schlesische Wirtschaft steht vor dem Ruin, die kulturellen und künstlerischen Kräfte Schlesiens sind am Erliegen!

Seit Jahren hört man diesen Ruf aus allen Kreisen Schlesiens. Er ist, wir wissen es, kein bloßes Geschrei, sondern in immer stärkerem Maße der Ausdruck der furchtbaren Notlage dieser Provinz auf einem der schwierigsten Posten in Deutschland. Seit Jahren ergehen an Reich und Preußen die dringlichsten Ersuchen um Abhilfe, die jetzt, in letzter Stunde, zur Aufstellung des Ostprogramms geführt haben. Ein Lichtblick, aber — entscheidend für die Zukunft Schlesiens wird es sein, ob es das Seine dazu tut, sich selbst zu helfen.

Als ersten Schritt zur Selbsthilfe sei hier auf die notwendige Ausschaltung eines Momentes hingewiesen, das eine der ernstesten und immer mehr um sich greifenden Gefahren für die schlesische Wirtschaft darstellt.

In letzter Zeit häufen sich in Breslau und in der Provinz die Fälle, am augenfälligsten bei Bauobjekten, in denen Aufträge und Arbeiten nach auswärts vergeben werden. Es ist widersinnig, Aufträge von Reich und Preußen, die gewiß nach wie vor für unsere Wirtschaft unentbehrlich sind, für Schlesien zu fordern und gleichzeitig ein Vielfaches an Aufträgen ohne Notwendigkeit aus Schlesien hinaus gehen zu lassen. Diese Erscheinung, die angesichts der Notlage Schlesiens geradezu grotesk anmutet, ist Gegenstand der nachstehend wiedergegebenen Eingabe an die zuständigen Behörden und Wirtschaftsstellen:

Die Reden der Herren Reichsminister Moldenhauer und Staatsminister Dr. Schreiber über die Osthilfe haben ein starkes Echo in der schlesischen Bevölkerung gefunden. Weite Kreise sind sich dessen bewußt, daß mit der Hilfe von Staat und Reich auch eine Selbsthilfe der schlesischen Wirtschaft parallel gehen muß. Leider stehen dieser Selbsthilfe Hemmungen entgegen. Kapitalkräftige Wirtschaftsstellen, darunter auch Reichs-, Staats- und Kommunalbehörden begingen in letzter Zeit den

Fehler, von einer der wertvollsten Möglichkeiten zur Kräftigung der Ostwirtschaft keinen Gebrauch zu machen, nämlich von der Auftragserteilung an einheimische Kräfte. Diese Erscheinung sei hier nur an dem besonders auffälligen Beispiel der Bauwirtschaft als des Schlüsselgewerbes nachgewiesen. In den letzten Jahren sind fast sämtliche großen Bauobjekte in Breslau und neuerdings auch in den Provinzen von auswärtigen Architekten erbaut worden. Dies hatte meist auch die Heranziehung auswärtiger Baufirmen und Handwerker zur Folge, obwohl Schlesien über tüchtige eigene Kräfte verfügt. Folgende, bei weitem nicht vollständige Liste muß außerordentlich bedenklich stimmen:

1. „Deli“-Theater, Breslau,
2. Kaufhaus Lindemann, jetzt Tietz, Breslau,
3. Landesfinanzamt Breslau,
4. Kaufhaus Petersdorff, Breslau
5. „Capitol“-Lichtspielhaus, Breslau,
6. Neues Generalkommando Breslau,
7. Denkmal vor demselben,
8. Polizeipräsidium Breslau,
9. Plastiken an demselben,
10. Plastiken am Postscheckamt Breslau,
11. Augustahospital, Breslau,
12. Umbau Hotel „Vier Jahreszeiten“, Breslau,
13. Kaufhaus Wertheim, Breslau,
14. Umbau Kaufhaus Barasch, Breslau,
15. Verbandshaus Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband, Breslau,
16. Erweiterung der Engelhardtbrauerei, Breslau
17. Ev. Pädagogische Akademie, Breslau,
18. Altar der Hedwigskirche, Breslau,
19. Kaufhaus Tietz, Breslau, Schweidnitzer Str., noch im Entwurf,
20. Kaufhaus Tietz, Breslau, Ohlauer Str., noch im Entwurf,
21. Kaufhaus Brenninkmeyer, Breslau, noch im Entwurf,
22. Erweiterung des Zoologischen Gartens, Breslau, noch im Entwurf,

23. Umbau Weinhaus Kempinski, Breslau, noch im Entwurf,
24. Badeanlagen und Kurhaus Bad Altheide,
25. Badeanlagen und Kurhaus Bad Warmbrunn,
26. Gymnasium Militsch, z. T. aus dem Ostfonds finanziert,
27. Gymnasium Guhrau, z. T. aus den Ostfonds finanziert,
28. Großsiedlung „Idahof“, Bad Salzbrunn, noch im Entwurf,
29. Peter-und-Paul-Kirche, Oppeln OS.,
30. Kath. Kirche, Schepanowitz OS.,
31. Ausmalung der alten kath. Pfarrkirche Oppeln OS.
32. Pilgerheim, Annaberg.

Bei den hier genannten Bauten allein ist eine Summe von schätzungsweise mindestens 20 Millionen Reichsmark der schlesischen Wirtschaft im wesentlichen verloren und nach auswärts gegangen, eine Tatsache, von katastrophaler Auswirkung. Soll sich dieses Übel bessern, so muß von maßgebender Stelle aus ein besseres Beispiel und ernste Mahnung gegeben werden. Die Unterzeichneten sprechen daher die Bitte aus, mit allen die Osthilfe begleitenden Kundgebungen den Gedanken und die Aufforderung zu verbinden, in erster Reihe die im Lande wirkenden, schwer kämpfenden Kräfte zu unterstützen und die Abwanderung großer Summen über die Grenzen Schlesiens hinaus zu verhindern. Sie sehen hierin die erste Grundlage zur notwendigen Selbsthilfe der schlesischen Wirtschaft.

Bund Deutscher Architekten,
Landesbezirk Schlesien,
Ehrlich
Vorsitzender.

Innungs-Bezirksverband
Schlesischer Baugewerksmeister, Breslau
Doerfert
Stadtrat.

Arbeitsgemeinschaft kultureller Verbände
Schlesiens,
Gustav Wolf
Direktor und Professor der Handwerker- und
Kunstgewerbeschule Breslau.

Die Zusammenstellung der Fälle, die für Schlesien bereits verloren sind, kennzeichnet die Situation, über die man sich im Allgemeinen durchaus nicht klar ist. Auch die weitere Entwicklung berechtigt leider zu der Annahme, daß dieses selbstvernichtende Gebaren seinen Fortgang findet, wenn nicht Einhalt geboten wird. Die Verhandlungen wegen der kommenden Theaterbauten in Breslau gehen unter anderem bereits gleichfalls nach Berlin.

Man könnte einwenden, daß es auswärtigen Firmen, die sich in Schlesien niederlassen, freigestellt bleiben muß, wohin sie Aufträge vergeben. Hierzu ist zu sagen, daß diese Firmen hier Geschäfte machen wollen, daß aber Schlesien den dringenden Wunsch hat, diese Geschäfte auf Gegenseitigkeit aufgebaut zu sehen. Es soll auch nicht übersehen werden, daß für hiesige Firmen oft mancherlei Gründe, besonders der Finanzierung, eine Vergabe von Aufträgen nach auswärts nahelegen möchten. Aber: Schlesien kann es sich nicht leisten, auch nur für eine Mark Arbeit, die hier getan werden kann, nach auswärts gehen zu lassen! Zudem, jeder in Schlesien bleibende Auftrag trägt zur Hebung der heimischen Kaufkraft bei, die der Geschäftswelt zugute kommt. Kräfte zur Bewältigung jeder Aufgabe sind genug vorhanden — sie liegen zum größten Teil brach und müssen aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden.

Soll es so weitergehen? Nein! Wenn anders wir uns nicht selbst ruinieren wollen. Fehlt im einzelnen Fall die erforderliche Einstellung den Lebensnotwendigkeiten Schlesiens gegenüber, müssen geeignete Maßnahmen zur Wahrung der schlesischen Interessen Platz greifen, wie das in anderen Provinzen und Städten für die dortigen Belange schon immer geschieht. Schlesien wird sich in gleicher Weise auf sich selbst besinnen müssen und abwehren müssen, als Kolonie, im besonderen Berlins, behandelt zu werden.

Das Gebot der Stunde ist: Schlesiens Wirtschaftskräfte in Schlesien halten! Die bewußte Beachtung dieses Gebotes dürfte vor allem anderen geeignet sein, der Not der Wirtschaft, sowie der kulturellen und künstlerischen Kräfte Schlesiens wirksam zu steuern.

Paul Häusler
Architekt BDA, Breslau.

Musik

Mechanisierung der Musik?

In den letzten Jahren haben eine Reihe von Erfindungen und technische Verbesserungen bereits eingeführter Musikapparate dazu geführt, daß die mechanische Musik heute einen weiten Raum einnimmt, ja stellenweise die Musikausübung selbst aus dem Felde zu schlagen droht. An erster Stelle ist die allumfassende Wirkung des Rundfunks zu nennen.

Noch vor nicht allzulanger Zeit pflegte man ihn für alle Krisenerscheinungen verantwortlich zu machen, die im Musikleben bemerkbar wurden: die leeren Solistenkonzerte, das schwankende Interesse an Operndarbietungen, die Abnahme selbsttätiger Hausmusik — an allem sollte der Rundfunk schuld sein. Inzwischen haben genauere Feststellungen das Un-

zulässige einer solchen Verallgemeinerung erwiesen; es wurde beobachtet, daß manche im Rundfunk übertragene Opernvorstellungen bei späteren Wiederholungen einen stärkeren Besuch aufwiesen, daß also in bestimmten Fällen eher von einer werbenden als von einer konkurrierenden Wirkung der Sendung gesprochen werden konnte. Im großen kulturpolitischen Zusammenhang betrachtet, sind die Rundfunksender heute unentbehrliche Faktoren des Musiklebens geworden, da sie zur Erhaltung sonst gefährdeter Orchester beitragen, für die Beschäftigung ausübender Künstler sorgen, schließlich durch die Erteilung von Kompositionsaufträgen das lebendige Schaffen selbst befruchten. Dieses moderne Mäzenatentum ist für die Gestaltung des gesamten Musiklebens von solcher Bedeutung, daß daneben die Verdrängung einzelner Darbietungen, zu der natürlich das riesige Musik-, „Angebot“ der Radioprogramme vielfach beiträgt, eine Erscheinung von untergeordneter Bedeutung ist. Denn was da verschwindet, ist teilweise aus inneren Gründen ohnedies dem Untergang verfallen. Die rapide Abnahme des Virtuosenkonzerts wird jeder begrüßen, der die überhandnehmenden Auswüchse des Konzert-, „Betriebs“, das Agentenunwesen, Freikartensystem, die Programmbarbarei dieser Spezies gründlich kennenzulernen Gelegenheit hatte. Endlich darf nicht übersehen werden, daß durch den Rundfunk ernste Musikdarbietungen einem unübersehbar breiten Hörerkreis übermittelt werden, von dem sonst nur ein kleiner Bruchteil überhaupt jemals Anteil am öffentlichen Musikleben genommen hätte. Daß hier bei immer fortschreitender technischer Vervollkommnung der Wiedergabe vielen wirklich etwas gegeben wird, was sie sonst entbehren müßten, steht außer Frage. Die Kehrseite ist die noch größere Menge flacher Unterhaltungsmusik, die durch unzählige Sender stündlich verbreitet wird; hierfür ist die unvermeidliche Rücksicht des Rundfunks auf die breite Masse seiner Hörer verantwortlich. Unter die Epoche einer betonten Radio-Verachtung seitens der Gebildeten muß gleichwohl oder gerade deswegen ein Schlußstrich gesetzt werden. Denn nur durch positive Mitarbeit läßt sich eine so labile und jeder neuen Idee zugewandte Einrichtung wie der Rundfunk in einer bestimmten Richtung beeinflussen. Von dem ungeheuren Wert dieses modernen Sprachrohrs der Welt haben denn auch in zunehmenden Maße die verschiedensten Gruppen und Interessenten Gebrauch gemacht. Für den Schulfunk werden regelmäßige Veranstaltungen unter tätiger Mitwirkung namentlich der Volksschullehrerschaft geboten, die Volksmusikbewegung wird durch Singstunden, in denen heimatliche Volkslieder erklingen, bedacht. Zeitgenössische Musik, die sonst vielleicht unaufgeführt bliebe, findet hier eine Stätte, und manches wertvolle Werk aus älterer Zeit, für das im Konzert- und Opernbetrieb kein rechter Platz

zu finden wäre, erklingt im Rundfunk, wo ständig neuer Stoff willkommen ist. Der Wesensunterschied zwischen einer Konzert- oder gar Theaterveranstaltung und einer Rundfunksendung hat zu Versuchen geführt, einen eigenen Stil für Radiodarbietungen zu finden. Hierüber und über die Beteiligung der Schlesischen Sender an der Anregung von Rundfunkkompositionen wird im nächsten Heft speziell gesprochen werden.

Mechanische Musik hat zum andern Zugang zu den breiten Schichten durch die Fortschritte der Schallplattentechnik gefunden. Durch elektrisches Aufnahmeverfahren ist eine vordem unbekannte Naturtreue und Reinheit des Klangs erreicht worden, während gleichzeitig die Apparate heute in mannigfaltigsten Formen und Qualitäten hergestellt werden und zugleich die elektrische Schalldose eine Kombination von Radiolautsprecher und Grammophon ermöglicht. Daß durch die vollkommene Schallplattenmusik die Hausmusik in zunehmenden Maße verdrängt wird, steht wohl außer Frage. Doch gilt es auch hier zu unterscheiden, wieviel auf Rechnung der Mechanisierung kommt und wieviel einer zwangsläufigen Entwicklung zuzuschreiben ist. Die private Musikipflege ist nämlich in weitem Maße aus den Händen des früheren Liebhabers an die musizierende Jugendgemeinschaft übergegangen, wo an Stelle der intimen häuslichen Kammerkunst eine wirkliche oder vermeintliche „Gemeinschaftsmusik“, vor allem Gesang und mit ihm verbundenes Instrumentenspiel gepflegt werden. Diese starke Hinwendung zu eigenem Musizieren wird durch kein Grammophon der Welt aufgehalten werden. Dagegen bringt die Schallplatte Orchesteraufnahmen von erlesener Schönheit, vollendete Gesangsvorträge, vorbildliche Kammermusik ins Haus. Daß auf der anderen Seite gute und schlechte Schlager und Unterhaltungskitsch jeder Art in Masse verbreitet werden, ist wiederum auf das ungestüme Verlangen des Publikums selbst zurückzuführen: jeder Grammophonhörer hat die Platten, die er verdient. Die Verbesserung der mechanischen Wiedergabe eröffnet dieser neue Wirkungsmöglichkeiten. Die musikgeschichtliche Unterweisung bedient sich der quasi photographierten Musik mit demselben Recht wie die kunstgeschichtliche des Lichtbilds. In der Schule findet das Grammophon mannigfache Aufgaben. In vielen Städten hat ein führender Konzern, der zugleich als erster ein Verzeichnis seiner „Kulturplatten“ veröffentlicht, Werbeabende veranstaltet, an denen die Verwendbarkeit der Schallplatte durch Musikhistoriker, Schulmusiker, Männer der Kirchen- und Volksmusik demonstriert wird. Man darf annehmen, daß die Vortragenden in München, Königsberg, Breslau und anderwärts nicht für eine Mechanisierung einzutreten gewillt waren, sondern daß ihnen die Überzeugung gemeinsam ist, vermittels der Schallplatte dem Verständnis und der Verbreitung lebendiger Musik dienen zu können.

Denn lebendige Musik bleibt trotz aller technischen Wunder einsam erhaben über jede mechanische Wiedergabe. Das Geheimnis des Fluidums zwischen ausübendem Künstler und Publikum wird die Form des Konzerts und wird die Oper lebendig erhalten; die innere Bereicherung durch eigenes Musizieren wird immer selbsttätige Musikfreunde anspornen. Dem kann auch das drohende gewaltige Crescendo der mechanischen Welle nichts anhaben: die Erfindung des Tonfilms mit ihren unabsehbaren Möglichkeiten. Denn so wie der Film gerade im künstlerischen Aufstieg etwas grundsätzlich anderes als imitiertes Theater herausbildete, so wird auch der Opernfilm nicht einfach photographierte Oper sein können, wenn er Eigenbedeutung erringen soll. Die heute schon gegebene Möglichkeit, Musikstücke beliebiger Dauer durch den akustischen Film festzuhalten, ist zunächst

eine erwünschte Befreiung von dem begrenzten Umfang der Schallplattenaufnahme. Mit ihr gemeinsam vermag der Tonfilm ein unschätzbare Archiv des Musizierens zu errichten, das späteren Generationen dokumentarisch heutige Klangäußerung übermittelt. Schon setzt (in Ruttmans fesselnder Geräuschkomposition „Weekend“) ein Ringen um tonfilmische Eigengesetzlichkeit ein, die der Primitivität heutiger Bild-Tonfilme denkbar entgegengesetzt ist. Die Mechanik auf eigenen Wegen und im Dienste lebendiger Kunst: innerhalb dieser nur zu ihrem eigenen Schaden überschreitbaren Grenzen ist sie auch auf musikalischen Gebiete willkommen. Es bleibt fruchtlos, der siegreichen Technik mit Groll und Mißtrauen zu begegnen: richtig angewandte Mechanisierung ist Bereicherung.

Peter Epstein

Theater

Schauspiel

Das Breslauer Schauspieljahr 1929/30 war mit der Zahl seiner Uraufführungen, Erstaufführungen und Neuinszenierungen nicht weniger reich wie seine Vorgänger: man zählt 8 Uraufführungen, 14 Ersterscheinungen, 10 Neuinszenierungen und eine unveränderte Wiederaufnahme; dazu kommt etwa ein Dutzend Gastspiele. Die Arbeit des einheimischen Ensembles erstreckt sich also auf 33 Stücke an beiden Theatern in größtenteils vierzehntägigen Aufführungsserien. Aber Statistik ist zunächst immer etwas Äußerliches; sie beweist noch nichts für Wert und dauernde Geltung.

Die Qualität der künstlerischen Leistung hat sich nicht verändert; das Breslauer Schauspiel, vor nunmehr bald 10 Jahren durch Paul Barnay in die vordere Reihe der schöpferischen Bühnen Deutschlands geführt, behauptet seinen Rang inmitten der Wirtschaftskrise des Ostens, die wie ein schwerer Schatten auch über allen Gebieten des geistigen und künstlerischen Lebens lastet. Damit bezeugt unsere Schauspielkunst, daß sie gesund ist, daß sie, auf eine breite Besucherschaft gestützt, ihr verlässliches Fundament besitzt. Man muß hier Leistung und Erfolg eines Kunstinstituts mit ganz anderen Maßstäben messen als in gleich großen Städten etwa des Westens, wo trotz mancher Theaterkrise doch noch immer auch das Kunstleben von einem breiteren Ströme wirtschaftlicher Sicherungen und verkehrstechnischer Begünstigungen getragen wird. Wir stehen allein, wir müssen ganz aus Eigenem unsere Kunststätten erhalten und gegen eine Fülle von Gefahren verteidigen. Wenn unter solchen Verhältnissen unsere Bühnen — und das gilt hier von Schauspiel und Oper — den Rang maßgebender und für die Entwicklung der deutschen Theaterkunst mitbestimmender Produktionsstätten zu behaupten imstande sind, dann wird das höher zu bewerten sein als der nüchterne Erfolg günstiger gelegener Institute.

Die künstlerische Ausbeute eines Jahres hängt aber freilich nicht allein von der Qualität der Darstellung, sondern ebensowohl vom Wert der Objekte ab. Nimmt man die Uraufführungen voraus, so ergibt sich hier kaum viel Wertbeständiges. Fröschels „Holubek“ ist wie Lichtnekers „Eros im Zuchthaus“ dramatische Zeitreportage ohne künstlerische Selbstgeltung; Betschs „Salvermoser“, Schureks „Rasender Sperling“ und Langers „Pistora“ werden die Geltung gesunder Volkskomödien behalten; dagegen hat sich Pagnols „Marius“ und Zweigs „Lamm des Armen“ als unwirksamer Aufwand erwiesen. Im ganzen ein Bild der dramatischen Produktion von heute: sie jagt immer noch nach dem Phantom eines falsch verstandenen Zeittheaters, sie hält für tragende Idee, was oft nur Sorge des Tages ist, und wenn sie ins historische Milieu zurückgreift, fehlen ihr die großen Gestalter. Was bedeuten aber allerdings Zeiträume wie die wenigen letzten Jahre innerhalb der Gesamtentwicklung? Nie ist Großes und Bleibendes in rascher Folge kurzer Abschnitte erstanden. Wir müssen weiterhin alles zur Diskussion stellen, was einigermaßen Beachtung beanspruchen kann; und wenn unter der Masse auch nur ein verschwindender Bruchteil sich als lebensfähig erweist, dann war die Arbeit nicht vergeblich.

Von Erstaufführungen für Breslau bleiben Sheriffs „Andere Seite“, Corrinths „Trojaner“, Kamares „Leinen aus Irland“, Franks „Perlenkomödie“ und Carpenters „Vater sein“ dagegen sehr“ die beste Ernte des Jahres. Im äußeren Erfolg erreichten wohl auch Rehfishch-Herzogs „Affäre Dreyfus“ und Maughams „Heilige Flamme“ hohe Zahlen. Das übrige bestand die Probe nicht. Auffallend ist die geringe Vertretung der Klassiker im vergangenen Spielplan: auch wenn zu Schillers „Wallenstein“, Hebbels „Judith“ und

Shakespeares „Viel Lärm um Nichts“ noch Shaws „Heilige Johanna“ und in einigem Abstände Gogols „Revisor“ und Scribes „Glas Wasser“ hinzugerechnet werden darf, ist die Pflege bleibender Stoffe der Weltliteratur damit doch beträchtlich hinter den minimalen Forderungen zurückgeblieben. Man wende nicht ein: die Allgemeinheit der Besucher dankt diese Arbeit nicht. Gut, wenn das wirklich zutrifft, dann hat das Theater noch immer die erzieherische Aufgabe, ewigen Bestand gegen Gleichgültigkeit und Verflachung durchzusetzen, selbst wenn es unter Opfern geschehen müßte, die auszugleichen eine geschickt genützte Zugserie genügt. Auf den Willen kommt es an.

Das Schicksal der baulichen Frage unserer Schauspielhäuser schien in diesem Jahre wiederholt einer Entscheidung nahe. Man glaubte durch Einbeziehung des Operettenhauses in das städtische Ankaufprojekt eine annehmbare Lösung zu erreichen. Wenn auch in jüngster Zeit durch Vorbehalte der subventionierenden staatlichen Stellen im Zusammenhange mit der Sanierung der Oper diese Pläne zurückgestellt werden mußten, so sind sie doch keineswegs hinfällig geworden. Das kommende Jahr wird die notwendige Klärung dieses Fragenkomplexes bringen müssen, von der zum Teil ja auch die Zukunft der Oper mitbestimmt wird.

Hans Hermann Adler.

Bildende Kunst

Ausstellung der Studierenden der Breslauer Kunstakademie

Das Ausstellungswesen des vergangenen Monats stand unter dem Zeichen der Jugend. Die Reichstagung der Kunsterzieher hatte zwei Ausstellungen von Schülerarbeiten gebracht; über die Wege, welche die Kunst-Erziehung in unseren Schulen dabei einschlägt, sind die Leser durch das vorige Heft dieser Zeitschrift genug unterrichtet worden. Eine kleine Ausstellung im Generalkommando ist der Photographie in der Schule gewidmet; sie ist anregend, nur zu sorglos und ungleichmäßig zusammengestellt. Am wichtigsten ist in dem gleichen Gebäude die Ausstellung der Schüler an der Breslauer Kunstakademie. Hier werden die Zeichenlehrer Schlesiens erzogen, hier ist also die Geburtsstätte jenes Geistes, der sich dann über die Schulen in die heranwachsende Jugend ergießt.

Wer unsere Akademie kennt, der weiß, daß ihre Einstellung dank den Bemühungen des niemals rastenden, niemals am Gegebenen ausruhenden Direktors Oskar Moll eine eminent fortschrittliche ist. Eine Lehrerschaft, die an Alter so gewählt ist, daß bei ausgeprägter Reife die Einstellung auf das werdende noch in aller Frische und Lebendigkeit fortbesteht, eine Schülerschaft, die, dazu angehalten, den ganzen Umkreis der dargebotenen Lehrmöglichkeiten zu umschreiten, sich willig den einströmenden Anregungen hingibt. Daß diese Hingabe keine Nachahmung der Manieren einzelner Lehrer bedeutet, stellt man zunächst — gegenüber früheren Ausstellungen — mit Befriedigung fest. Es wird weder „gemüllert“, noch „gemollt“ oder „ge-mensen-diekt“ — sit venia verbis — sondern man versucht, aus jeder Lehrkraft den innersten Kern, sozusagen das Gesetz ihrer Bildung, auf den Schüler zu übertragen.

Ob dieses Bildungsgesetz der heutigen Kunstsprache von größerem oder geringerem Werte ist, kann heut niemand entscheiden, darüber wird erst die Nachwelt zu richten haben. Daß die Künstler andererseits selbst diesen Glauben an die Absolutheit ihrer Forderungen haben, ist selbstverständlich, weil



Phot. Welzel

Erwin Merz
(Hirschberg):
Bildnis meiner
Großmutter

ohne diesen Glauben kein Künstler zu produzieren vermöchte. Und wenn der Historiker, der schon vielerlei Stile und demzufolge Kunsterziehungsmethoden an sich vorbeifließen sah, das einmal eintretende Verlöschen auch dieser Richtung ahnen mag, so soll ihn das keineswegs zu einer skeptischen Kritik am Augenblicklichen verleiten. Es gibt ein durch die Historie weise gewordenes Erkennen, das zwar den Stil in seiner Zeitbedingtheit erkennt, ihn aber dennoch jedesmal von neuem segnet als den einzig in dieser Zeitspanne möglichen. Ein Abfallen von

ihm würde keine Besserung bringen, sondern nur Verwirrung und Ratlosigkeit. Wenn Molzahn in seinen klugen Katalogworten sagt: „Kunst ist das Beherrschende von Suggestivmitteln, die Psyche des Beschauers zu erregen und zu fesseln und dadurch auf eine geheimnisvolle Weise Lebenssubstanzen freizumachen und zu mobilisieren“ und wenn man mit diesen Worten die von ihm gezeigten Schulaufgaben vergleicht, so konstatiert man einerseits, wie wahr dieser Ausspruch Molzahns ist, aber zugleich auch, mit wie verschiedenen Mitteln ein und dasselbe Ziel erreicht werden kann. Auch auf die realistischen Kunstwerke, sofern es wirklich Kunstwerke waren, ist dieser Ausspruch zutreffend, während er bei Molzahn eine mehr oder weniger abstrakte Sprache deckt, durch die seine Begabung als Werbegraphiker immer irgendwie hindurchschlägt.

Neben dieser Vorherrschaft des Abstrakten konstatiert man in dieser Ausstellung ein Überwiegen zeichnerischer Fähigkeiten gegenüber den früher so viel stärker gepflegten malerischen Tendenzen. Es ist kein Zufall, daß die eigentlichen Bilder in dieser Schülerschau am schwächsten sind; Palettenkunst wird heute nicht mehr gepflegt, vielleicht aus dem Gefühl heraus, daß die Genießer und noch viel mehr die Käufer dieser Kunst verloren gegangen sind. Hier dominieren die graphischen Künste, die auf eine äußerste, fast wissenschaftliche Klarheit der Formensprache drängen. Höchstens in der Klasse von Paul

Holz halten sich unbestimmtere, aber darum im alten Sinne höchst suggestive, auf Einfühlung berechnete Natur-Elemente. Die Linienspiele, aus Pflanzen oder Tieren gebildet, mit weißer Kreide auf schwarzen Tafelgrund gebracht, sind von einer sehr sensitiven Melodik der Linienführung. Der Gegenpol ist Molzahn, bei dem alles zunächst kristallinisch erstarrt und dann intensiviert wird, eben um das Auge zu reizen. Bei Moll ist die abstrakte Welt immer durch den Duft eines sehr erlesenen Geschmacks gedämpft, bei Schlemmer von der farbigen Phantastik des Theatralischen durchglüht, um nur ein paar Äußerungsformen von Lehrern und Schülern zu nennen.

Neben die Malerei und Zeichnung tritt das architektonische Schaffen, tritt das Kunstgewerbe — in Goldschmiedekunst, ausgezeichneten Textilien und Möbeln vertreten. Gerade die immerwieder vorgeführte Zusammengehörigkeit aller Künste gehört zu den Glaubenssätzen unserer künstlerischen Gegenwart.

Endlich sieht man die Schülerschaft auf werdende Begabungen durch — bekanntlich ein gefährvolles Unternehmen, denn nach einem bekannten Ausspruch ist es leicht mit zwanzig Jahren talentiert zu sein, aber sehr schwer, es mit vierzig Jahren zu bleiben. Bonk, Ramge, Neumann, Elisabeth Probst, Heerde, Friedrichsen erwecken Hoffnungen auf die Zukunft, geben den Glauben, daß der Faden des Talentes niemals abreißen wird.

Franz Landsberger.

Eduard Grützners Kunstschatze

Eduard Grützner, der Maler der Mönche und Nonnen, der Buab'n und Dirnd'ln, des Don Quixote und Falstaff, einer der populärsten aus dem Kreise der Pilotyschüler, die Münchens Glanzzeit als Kunststadt schufen, war Oberschlesier. Am 26. Mai 1846 in Groß Carlowitz bei Neisse geboren, starb er hochbetagt und hochgeehrt am 1. April 1925 in seinem Münchener Hause, Grütznerstr. 1. Es lag in den Gasteiganlagen nahe beim Maximilianeum, auf drei Seiten in Grün gebettet und doch mitten in der Stadt. Es war ein Teil seiner selbst, ein Symbol für sein Wesen. Er hatte es sich selbst geschaffen, zunächst eine wertvolle und mannigfaltige Kunstsammlung. Das Sammeln war bei ihm Leidenschaft wie das Pflanzenzüchten und die Gärtnerei. Seine erste Liebe galt entsprechend dem „altdeutschen“ Zeitgeschmack der deutschen Kunst der Spätgotik und der Frührenaissance. Später wandte er sich der ostasiatischen Kunst zu, lernte noch mit 70 Jahren deshalb japanisch und tröstete sich über die Gebrechen des Alters hinweg mit chinesischer Philosophie. Er sammelte auf Studienreisen und Wanderungen Antiquitäten aus alten Häusern, Burgen, Schlössern, Landkirchen, Klöstern und von kleinen Trödlern. Alles, von der Türklinke bis zur Zimmerdecke, von der Wandvertäfelung bis

zum Treppengeländer, vom Kachelofen bis zu den bunten Fenstern, war alt und echt. Um diese Sammlung herum ließ er 1883 von dem Münchener Architekten Romeis sein Haus bauen, das in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts Weltruf hatte, das Sammler und Kunstfreunde aus aller Herren Länder, Könige und Fürsten aufsuchten und bestaunten. Die Kunstwerke blieben bei Grützner auch Gebrauchsgegenstände, die alten Schränke, Stühle und anderen Möbel wurden benutzt, die Teppiche waren in Gebrauch, aus einem alten silbernen Pokal wurde bei festlicher Gelegenheit ein Trunk kredenzt. Der Künstler selbst hat bis ins Alter hinein in einem engen gotischen Baldachin-Bett geschlafen, bis er es schließlich doch mit einem bequemeren moderneren vertauschte. Die Kunstwerke dienten ihm aber auch als Modelle. In einer großen Reihe von Bildern hat er nicht nur seine einzelnen Räume, auch einzelne Stücke seiner Sammlung porträtiert. Es gibt nur wenige Bilder, auf denen nicht irgend ein Krug, ein Möbel, ein schöner Stoff aus seiner Sammlung eine Rolle spielte. Es gibt kaum ein Winkelchen in seinem Hause, das er nicht einmal oder öfter gemalt hätte. Man denke an das Bild „Der Altertumsliebhaber“ von 1880, ein Stilleben von vielen seiner besten Stücke,

und an die „Betrachtungen“ von 1913, in denen ein katholischer Kirchenfürst mit einer vergoldeten Buddha-statue Zwiesprache zu halten scheint. Das wird erst verständlich, wenn man den Inhalt und die Geschichte der Sammlung Grützner kennt.

Alles hat seine Zeit. Die Kunst Grützners gehört der Vergangenheit an, und mit dem Tode dieses

liebenswürdigen, humorvollen und gastfreundlichen Mannes war auch das Leben seines Hauses erloschen. Von seinem reichen Inhalt gibt nur noch ein Auktionskatalog (mit einem Vorwort von Adolf Feulner) als historisches Dokument Kunde. Am 24. Juni ist die Sammlung versteigert und in alle Winde verstreut worden.

Buchwald.

Berichtigung

In dem Aufsatz von Direktor Dr. Erich Wiese über Michael Willmann im Juni-Heft ist Dr. Reisse in Leubus als Ermittler des Tauftages des Künstlers genannt. Ich habe aber schon am 18. Mai in der Schlesischen Zeitung alles, was mit dem Geburtstage Willmanns zusammenhängt und auch diesen Tauftag veröffentlicht, glaube aber, daß weder Herr Dr. Reisse

noch ich besonders stolz auf diese Ermittlung sein dürfen, obwohl sie erst gemacht worden ist, nachdem schon zwei Doktorarbeiten über den Künstler veröffentlicht wurden. Das Verdienst gebührt Herrn Dr. Krollmann, Direktor der Stadtbibliothek in Königsberg, dem ich verschiedene Wege wies, und der den richtigen gefunden hat.

Buchwald.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Nach dem Ostprogramm Programm des Ostens

Während diese Zeilen in Druck gehen, ist die große Ostvorlage der Reichsregierung in die Hände der Reichstagsabgeordneten gelangt. Die Volksvertreter werden sich nun nach dem authentischen Text der Regierungsvorschläge endgültig ihre Meinung über die Hilfsaktion für den Osten bilden können. Hoffentlich geschieht es recht intensiv. Wenn man auch nicht verkennen darf, daß gerade in diesen Wochen der Reichstag ganz ungewöhnlich zahlreiche und wichtige Arbeit zu erledigen hat — das Finanzprogramm, die Frage der Arbeitslosenversicherung stehen an der Spitze — so wird man doch erwarten dürfen, daß nach den monatelangen Ankündigungen der Fünf-Jahres-Plan für die Grenzgebiete in wirklich exakter Form durchberaten und überall da, wo er noch nicht genügend substantiiert ist, wo seine Vorschläge problematisch sind, wo die Lücken klaffen, ergänzt und gekräftigt wird. Mit einem Stückwerk würde man dem Osten mehr schaden als nützen. Nach den vielen Worten wäre jede Enttäuschung doppelt groß und würde den gewerbmäßigen Pessimisten und Katastrophenpolitikern nur neue Nahrung geben.

An dieser Stelle sind die Fragen der Osthilfe bereits ausführlich genug behandelt worden. Heute darum nur einiges Material zur Situation des Tages. Die beiden schlesischen Provinzen mit zusammen 7,3 Prozent der Bevölkerung des Reiches stellen 10 Prozent sämtlicher Hauptunterstützungsempfänger der Arbeitslosenfürsorge. 40 Prozent der Arbeitssuchenden erhalten hier keine Hauptunterstützung mehr, fallen mehr oder weniger dem Wohlfahrtsetat der Gemeinden zur Last. Seit dem vorigen Frühsommer hat sich die Zahl der Arbeitssuchenden fast verdoppelt. Die Unterstützungslasten außerhalb der regulären Arbeitslosenunterstützung sind im Laufe des letzten Jahres um

30 Prozent gestiegen. An der Zunahme der Arbeitslosigkeit haben fast sämtliche Industriezweige gleichmäßig starken Anteil. Im oberschlesischen Steinkohlenbergbau sind in den ersten fünf Monaten dieses Jahres im ganzen reichlich 12 000 Arbeiter, d. s. 19,3 Prozent der Gesamtbelegschaft, entlassen worden. In Schlesien sind in den letzten Jahren 22 Maschinenfabriken und Eisengießereien stillgelegt worden; das betrifft vor allem die mittlere und kleinere Verarbeitungsindustrie Niederschlesiens. Bekannt ist die Lage in der Textilindustrie und die besonders großen Schwierigkeiten in der Steinindustrie.

Es scheint nicht nur, als ob man lediglich wegen der Absatzschwierigkeiten sich so stark hat einschränken müssen, soweit jedenfalls die außerhalb der Schwerindustrie und der Großbetriebe stehenden Unternehmen in Frage kommen. Der soeben erschienene Bericht der Schlesischen Provinzialhilfskasse gibt dazu eine recht interessante Illustration. Im letzten Jahr wurden von dieser Kasse 8,4 Millionen RM. Industriedkredite auf 62 Betriebe verteilt. 388 Anträge, die insgesamt rund 35 Millionen RM. Kredite erfordert hätten, konnten nicht befriedigt werden. Von den ausgegebenen langfristigen Mitteln sind ein Drittel in die Industrie der Steine und Erde geflossen, je 1,4 Millionen RM. in die Textil- und in die Papierindustrie, 1¼ Millionen RM. etwa in die Eisen- und Metallbetriebe.

Kann es angesichts dieser Lage wundernehmen, wenn man sich nicht mehr allein auf die Parole „hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt“ verlassen will, wenn Mittel zur Arbeitsbeschaffung großen Stils als ebenso wichtig, wie Umschuldungsaktionen und Kredithilfe für die Landwirtschaft angesehen werden? Es hat bis jetzt kein guter Stern über den Ostaktionen geschwebt. Man soll ganz ehrlich sein: Zu einem Teil

trägt daran sicherlich der Osten selbst Schuld. Man hat hier manchmal Propaganda mit sachlicher und positiver Darstellung verwechselt. Man hat die Nöte herausgestrichen, um den Willen zur Hilfe bei den Außenstehenden zu wecken und zu fördern und diese Haltung vielleicht etwas zu lange beibehalten, als bereits die Überzeugung von der Notwendigkeit der Hilfe allgemein war. Bestimmt ist es ganz außerordentlich schwer, in einer Depression, wie sie jahrelang hier vorherrschte, neue konstruktive Lösungen zu finden, zumal man dabei immer wieder auf die allgemeinen, das ganze Reich und die Welt drückenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten stieß und durch die zunehmende Anarchie einer in ihren Voraussetzungen und Formen einfach nicht mehr stimmenden Wirtschaftsweise überrascht wurde.

Trotzdem muß jetzt die Wandlung kommen. Die gegenwärtige Aktion der Reichsregierung wird endgültige Lösungen offenbar nicht bringen können. Es bleibt also für die Zukunft noch außerordentlich viel zu tun. Die deutschen Ostprovinzen haben unter der Federführung des niederschlesischen Landeskammers mit gutem Material und in erschöpfender Darstellung ihre Not geschildert. Vielleicht kann man jetzt an eine zweite Denkschrift herangehen, die aus dem Osten selbst heraus Wege in die Zukunft weist, nicht nur in allgemeinen Formulierungen, sondern in sachverständigen Details. Der Osten würde damit dem Reich beweisen, daß die Initiative nicht gebrochen und die in ihm entspringenden Kräfte zum Wohle des Ganzen auch heute noch wirksam werden können.

Darge.

Sport

Frauensport

Der Termin der Drucklegung der „Schlesischen Monatshefte“ verhindert eine Würdigung der Deutschen Kampfspiele vom 26. bis 29. Juni, auf die wir erst in der nächsten Nummer zurückkommen können. Ein sportliches Ereignis des vorausgehenden Sonntags soll deshalb im Mittelpunkt der heutigen Betrachtung stehen.

Am 22. Juni trafen sich auf dem Sportplatze des Breslauer Turnvereins Vorwärts zur Austragung der Handballmeisterschaft der Deutschen Turnerschaft die Frauenmannschaften des Turnvereins Vorwärts und der Berliner Turngemeinde. Ein solches Wettspiel wäre noch vor zehn Jahren unmöglich gewesen. Diesmal hatte sich um die Tribüne eine Zuschauermenge versammelt, die jeder Entwicklung des Kampfes mit leidenschaftlicher Äußerung folgte und alle Möglichkeiten wahrnahm, um den Siegeswillen der Breslauer Spielerinnen zu beflügeln. Dieser Kampf zeigte die Frau, oder besser gesagt: das Mädchen in einer vollwertigen sportlichen Funktion, als Kämpferin, die repräsentativ das Ansehen ihrer heimischen Stadt zu vertreten hatte. Als nach drei Minuten die Vorwärtsfrauen mit dem ersten Torschuß in Führung gingen, dröhnte die Tribüne von elementarem Beifall, der sich immer weiter steigerte und minutenlang anhielt, als T. V. Vorwärts das Endergebnis nach 40 Minuten Spielzeit auf 4 : 0 stellen und damit zum zweiten

Male den Sieg in dieser Meisterschaft nach Breslau bringen konnte. Es war die gleiche Anteilnahme beim vorwiegend männlichen Zuschauerpublikum, die wir von allen großen sportlichen Wettkämpfen gewöhnt sind. Der Sieg wurde in Ansprachen gebührend gefeiert, ein Sieg, der nicht materielle Vorteile auslöste, sondern der in der Erringung einer Plakette für den Verein gipfelte. Und dies ist vielleicht der wesentliche Unterschied zwischen Frauensport und Männersport: immer wieder schleicht sich bei manchen Arten des Männersportes die Möglichkeit der geldlichen Auswertung ein, während die Frauen lediglich ihren außerordentlichen Ehrgeiz einsetzen. Als die Unterlegenen ebenfalls wegen ihrer Leistung gelobt wurden, weinten vier der Berliner Spielerinnen, wobei zu erraten blieb, ob die Tränen dem Lob oder der Niederlage galten. Das wäre bei Männern nicht möglich.

Die Vorwärts-Spielerinnen haben fertiggebracht, was keiner Männermannschaft im Fußball oder Handball gelingen wollte: bis zur Endrunde durchzudringen und den Sieg zu erringen. Das Publikum wußte das durch begeisterten Beifall zu würdigen, Zeitungen brachten darüber ausführliche Darstellungen. Die Frau hat sich in den Sportarten, die für sie geeignet sind, in Kleidung, Haltung und Spielweise als gleichberechtigter Mitkämpfer vollkommen durchgesetzt.

F. Wenzel.

Bücher

Karl Olbrich: Die Freimaurer im deutschen Volksglauben. Wort und Brauch, volkswissenschaftliche Arbeiten, namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von Siebs und Hippe, Heft 20, Breslau, Verlag von M. u. H. Marcus 1930. 143 S. brosch. 6,—, geb. 7,50 RM.

„Man tut gut, sich mit dem Glauben, der die Freimaurer umgibt, bekannt zu machen; denn ausschließlich in ihm haben die Reste des primitiven Magismus ihre letzte Zuflucht gefunden.“ In diesen Worten Gerhard Gesemanns, des Slavisten der deutschen Universität in Prag, ist die besondere Bedeutung hervorgehoben, die dem Aberglauben um

die Freimaurer als einem Musterbeispiel lebendiger Sagenbildung aus der jüngsten deutschen Vergangenheit zukommt; mit ihnen ist zugleich die Bedeutung des vorliegenden Buches für die deutsche Volkskunde, für das Verständnis der noch heute in unserem Volke lebenden mythisch-magischen Vorstellungen treffend gekennzeichnet.

In 20jährigem Sammeln hat Professor Olbrich, dessen Name unter den schlesischen Volkskundlern schon längst einen guten Klang hat, in geradezu verblüffender Fülle und Vollständigkeit zusammengetragen, was sich unser Volk von den ihm so unheimlichen, mit dem geheimnisvoll lockenden Schleier der Sage umwobenen Freimaurern erzählt: von den seltsam gewaltsamen Mutproben, denen jedes neue Mitglied der Loge sich unterziehen muß, von dem rätselhaften Treiben der Freimaurer bei den geheimen Zusammenkünften, von ihren engen Beziehungen zum Teufel und den verhängnisvollen Folgen dieser Beziehungen für das einzelne Mitglied, von den teuflischen Zauberkünsten, denen die Freimaurer ihren Reichtum, ihr Ansehen und ihre Macht verdanken, und von dem entsetzlichen Ende des durch das Los bestimmten dem Teufel verfallenen Logenbruders. All das — und die Aufzählung kann nur wenige wichtigste Inhaltsgruppen herausstellen — finden wir in Olbrichs Buch in knapper nur und doch zugleich anschaulicher Darstellung mitgeteilt.

Was ältere Sammlertätigkeit über das Thema zutage gefördert hat, ist gewissenhaft, gelegentlich auch mit berechtigter Kritik benutzt: Sammlungen aus allen Teilen Deutschlands, aus den Niederlanden und aus den deutschen Gebieten östlich der Reichsgrenze werden durch reiches Material ergänzt, das vom Verfasser teils aus der mündlichen Überlieferung Schlesiens, teils schriftlich aus den Kreisen der Freimaurer selber zugeflossen ist, so daß man — mit der Einschränkung, die aller noch lebenden Volksüberlieferung gegenüber am Platze ist — hier in der Tat von „Vollständigkeit“ sprechen darf.

Aber nicht diese Vollständigkeit des Materials allein sichert dem Buche seinen Rang und Wert; der Verfasser ist auch dem Ursprung der einzelnen Sagenvorstellungen von den Freimaurern nachgegangen, und hier bestätigt sich ein weiteres Wort Gesemanns, in dem sich das oben gegebene Zitat fortsetzt: „Nur die Form ist neu, der Inhalt ist uralt.“ — Denn was sich unser Volk heute von den Freimaurern erzählt, erklärt sich nach Olbrichs schönem Nachweis nur zu geringem Teil als entstellende Überlieferung mißgedeuteter Beobachtungen von Eigentümlichkeiten und Gebräuchen der Logenbrüder; in den weitaus meisten Fällen sind ältere, schon seit Jahrhunderten im Volke lebende Vorstellungen und Sagen erst in neuerer Zeit auf die Freimaurer übertragen, die im heutigen Volksbewußtsein anscheinend überall mehr und mehr an die Stelle der alten Teufelsbündner, der Zauberer und

Hexen, Freischützen, Zigeuner und fahrenden Schüler treten.

Diese Ursprungsnachweise, die mir in allem Wesentlichen geglückt erscheinen, erheben das Olbrich-Buch über den Rang bloßer Materialsammlungen. Auch der Leser, den nicht so sehr der Gegenstand der Sammlung, die Loge, als unser deutsches Volk und seine noch heutigen Tags lebendige mythenzeugende und mythenumbildende Phantasie anzieht, wird dem Buche wertvolle neue Erkenntnisse und reiche Anregung verdanken.

Friedr. Ranke.

Gerhard Pfeiffer: Das Breslauer Patriziat im Mittelalter. Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. Hgg. vom Verein für Geschichte Schlesiens. 31. Band. Breslau, Trewendt u. Granier. 1929. XV und 412 Seiten 10 RM. (Für Mitgl. d. Ver. f. Gesch. Schl. 5 RM.)

Die Geschichte des Breslauer Patriziates schließt die Geschichte Breslaus in sich ein, und deswegen ist es zu begrüßen, daß hier der breiteren Öffentlichkeit ein auf gründlichster Kenntnis der Quellen, vor allem auch der archivalischen Quellen, aufgebautes Werk vorgelegt wird. Wenn diese Arbeit überdies die Dissertation eines jungen Gelehrten darstellt, so beweist sie, daß trotz aller Ungunst der Zeiten wahrer wissenschaftlicher Geist auch im Kreise der nachwachsenden Generation vorhanden ist. Welch' ungeheure und sorgsame Forschung hier im einzelnen geleistet worden ist, kann nur der Sachkundige voll ermaßen. Darüber wird die Fachkritik zu berichten haben. Aber auch die an der Heimatsgeschichte interessierte Öffentlichkeit wird dieses Buch mit Freude lesen. Es verfolgt das Breslauer Patriziat von etwa 1250 bis 1526.

Das Breslauer Patriziat hatte eine Zwitterstellung zwischen Bürgerstand und Adel. Es war ursprünglich eine Aristokratie, d. h. eine Oberschicht, die ohne gewisse geburtsständische Voraussetzungen nicht denkbar ist, und wurde dann allmählich zur führenden Klasse des Bürgertums. Aber auch in dieser neuen Stellung hat es seine aristokratischen Ansprüche nicht aufgegeben.

Für die Erkenntnis der modernen kapitalistischen Wirtschaft wird gerade dieses Buch mancherlei neue Aufschlüsse geben, aber der Wert des Buches liegt vor allem darin, daß der Verfasser nicht durch eine Theorie gebunden an seine Betrachtung herangeht, sondern das allmähliche Werden der neuen Wirtschaftsform zeigt.

Willy Cohn.

Friedrich Kayßler: Gesammelte Schriften. 1. Bd. Kreise im Kreis. Alte u. neue Gedichte. 2. Bd. Irgendwo und Immerdar. Märchen, Sagen und Reisen. 3. Bd. Hintergrund. Besinnungen und Schauspielernotizen. Berlin-Grunewald (1929), Horen-Verlag. 217, 290, 322 S. Geb. je 8 Mk., zus. 25,—Mk.

Friedrich Kayßler ist ein Sohn unserer Provinz, in Neurode geboren und alter Schüler des Breslauer Magdalenengymnasiums. Daß er ein großer, begnadeter Schauspieler ist, weiß alle Welt; daß er auch ein feinsinniger, zart empfindender echter Dichter ist, wußten bisher nur wenige, die seine in kleinen Bändchen erschienenen literarischen Schöpfungen verfolgen.

Vor kurzem nun hat sich der Künstler entschlossen, seine „Gesammelten Schriften“ herauszugeben. Der erste Band enthält die Gedichte. Sie enthüllen uns das Bildnis des lebenswürdigen Menschen, des Mannes, der bald grübelndes Sinnen und scharfe Verstandeseinfälle in geprägte Form zu kleiden weiß, bald reichen, warmen, tiefen Gefühlen Ausdruck gibt, bald eddische Lieder nachdichtet, eindrucksvolle Balladen formt, bald fröhliche Kinderlieder mit goldenem Humor und feinstem Verständnis für die kindliche Seele singen kann. Der künstlerisch bedeutendste Band ist der zweite, der die Prosa umfaßt. Man kann es sich kaum vorstellen, daß dieser gewaltige, herbe Mensch, dessen innerster Beruf es ist, mächtigste, von schwerstem Schicksal zerschmetterte, immer wieder sich aufbäumende, ringende Gestalten immer wieder neu zu formen, so weich und zart zu träumen und Träume zu erzählen, Märchen und Mythen zu erfinden und uns vorzaubern vermag. Besonders die neuen „Märchen“ von 1929 sind ganz köstliche Gaben voller abgeklärter Weisheit und voller Liebe zu Gott, Welt und Mitmenschen. Sie tragen etwas andere Züge als die zwanzig Jahre älteren „Sagen aus Mjnheim“ und die „Prosastücke“ von 1907. Eine ganz andere, aber gleich meisterhafte Art zeigen die Natur- und Stimmungsbilder „Mit Netzhaut und Trommelfell“, die wahre Wunderwerke eindringlichster, schärfster Beobachtung und vollendeter Sprachbeherrschung sind.

Den Freunden des darstellenden Künstlers wird der dritte Band mit den „Schauspielernotizen“ von 1912, 15 und 29 besonders willkommen sein. Auch in diesen läßt Kayßler uns tief in sein Inneres blicken, und wir sehen, mit welchem Ernst, von wie hoher Warte aus er seinen Beruf betrachtet. Manches ist erschütternd, was er über dessen Tragik sagt, vieles gibt uns reichen Aufschluß über das Wesen seiner Kunst, manches kluge und ernste Wort weiß er für eine Besserung der Theaterverhältnisse zu sagen.

Nur das eine ist bedauerlich, daß er nicht noch einen vierten Band mit seinen Dramen hinzugefügt hat; hoffentlich läßt er ihn bald folgen.

Ich habe diese drei Bände mit ganz besonderer Anteilnahme und mit einer gewissen Ergriffenheit gelesen. Ich sah dabei den Knaben und Jüngling, mit dem ich auf derselben Schulbank saß, als brausenden Tollkopf, als Stürmer und Dränger, als Prometheusnatur vor mir; ich gedachte so mancher Feierstunde im Theater, vor allem des mir unvergeßlichen Spiels in Strindbergs „Nach Damaskus“ und seiner

Goethevorträge, und es offenbarte sich mir nun aus diesen Blättern seine Gesamtpersönlichkeit in einer Größe, Reinheit und Tiefe, seine überragende Künstlerschaft, vor allem aber sein Menschentum voller Liebe, Güte und Glaubenskraft, daß mich dies alles im Innersten berührte und erhob, und ich glaube, daß andere Leser ähnliche Empfindungen haben werden, wenn sie sich mit Hingabe und willigen Herzens in diese Bücher vertiefen.

H. Jantzen.

Deutscher Geist im Osten. Sammelbuch deutscher Dichter. Herausgegeben von Carl Lange, Oliva bei Danzig, Herausgeber der Ostdeutschen Monatshefte. Georg Stilke, Berlin NW 7.

Dieser erste Band einer geplanten Reihe von Büchern gibt uns ein eindringliches Bild von dem kulturellen Leben des Ostens. Von den Mitarbeitern seien nur erwähnt: Fritz Walther Bischoff, Martin Borrmann, Alfred Brust, Hans Franck, Walter Harich, Walter von Molo, Frank Thiess, Armin T. Wegener, Paul Zech. Außer Skizzen, Novellen, Erzählungen wird vom östlichen und westlichen Menschen, von den Bewohnern des deutschen Ostens, von den großen, Persönlichkeiten der Vergangenheit, von Danzig und Königsberg, der Weichsel und Schlesien, von der kulturellen Mission der Waldoper und von dem Anteil des deutschen Ostens im Deutschen Museum in München gesprochen. Die Namen der Verfasser bürgen für die Gediegenheit des Inhalts. L.

Daniel Czepkos Geistliche Schriften. Herausgegeben von Werner Milch, Priebatschs Buchhandlung, Breslau 1930.

Ein schlesischer Dichter aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges tritt mit dieser Veröffentlichung aus der Vergessenheit ins Licht der Forschung und in die Nähe des literaturfreudigen Lesers. Ein Dichter der Barockliteratur, deren sich die Literaturforschung der Gegenwart, die eben noch die Erforschung und Deutung der Romantik zum Hauptgegenstand hatte, mit immer stärkerem Eifer annimmt. Ein Dichter jenes siebzehnten Jahrhunderts, in dem Schlesien zum Ausgangspunkt dichterischer Strömungen, zum Heimsraum dichterischer Persönlichkeiten wurde, von denen Hoffmannswaldau, Lohenstein und Gryphius dem Namen nach, Angelus Silesius und, am Ausgang der Epoche, der glücklos große Christian Günther auch mit ihren Werken dem Literaturfreund von heute noch bekannt sind.

Der Herausgeber, der in diesem Bande die wichtigsten Werke der geistlichen Dichtung Czepkos zum ersten Male gesammelt und in kritischer Ausgabe der Öffentlichkeit darbringt, hat in mehreren Aufsätzen bereits zur Lebensgeschichte des Dichters und zu den Fragen der Ordnung und Echtheit der Überlieferung seiner Schriften Stellung genommen. Wenn der zweite Band seiner Czepkoausgabe, der die weltlichen Schriften des Dichters und eine Czepko-Monographie des

Herausgebers enthält, erschienen sein wird, wird dem Leser das Verdienst, das sich Milch um die Erforschung Czepkos erworben hat, deutlich werden.

In der Einleitung zu dem vorliegenden Bande ist der Herausgeber bemüht, die Stellung Czepkos in der Geschichte der deutschen Mystik der Klärung nahe zu bringen. Durch Auseinandersetzung mit dem Begriff der Mystik, mit der Möglichkeit einer mystischen Dichtung und durch Charakterisierung der Beziehungen Czepkos zu den mystischen Lehren Meister Eckharts, Taulers, Weigels und Böhmes und zu den Zeitgenossen und Freunden, die Anhänger dieser Lehren waren. Zu all diesen Fragen ist in Knappheit Wichtiges und Förderliches gesagt, so daß wir die angekündigten abschließenden Untersuchungen Milchs über „Formprobleme der schlesischen Mystik“ mit Hoffnung erwarten dürfen.

Das Verständnis des Dichters Czepko, der wie alle seine dichtenden Zeitgenossen eine widerspruchsvolle und auf keine Formel zu bringende Erscheinung ist, schließt der Herausgeber durch den Hinweis auf

das Todesproblem als das Zentrum, das Czepkos Erleben und Denken beherrscht, als die Quelle, aus der seine dichterische Kraft und seine Bedeutung für die Geschichte der Dichtung und des Geistes entspringt.

Gerhart Gleißberg.

Andreas Gryphius: Catharina von Georgien.

Abdruck der Ausgabe von 1663 mit den Lesarten von 1657. Herausgegeben von Willi Flemming. Halle (Saale), M. Niemeyer, 1928. 110 S.

Selbst die begeistertsten Freunde der zu neuem Ruhme erweckten Barockdichtung werden an diesem alten Märtyrerdrama keine rechte Freude haben. Es weist zwar alle bezeichnenden Züge des Barockstils auf, viele tönende Worte, große Formenfülle, starkes Heldentum und blutrünstige Grausamkeit; aber es fehlt am besten: an echter Dramatik. Für den Gelehrten ist diese sehr sorgfältig gearbeitete kritische Ausgabe wichtig und bedeutsam; denn es ist die erste wissenschaftlich zureichende Ausgabe; für weitere Kreise ist sie nicht berechnet.

H. J.

Zum Tode Fedor Sommers

Fedor Sommer ist tot und Fedor Sommer lebt! Nun, da schon die ersten Wolken über seine Urne gehen, wird uns diese Wandlung bewußt. Wir können jetzt mit einer Sprache zu ihm sprechen, die ihn doch erreicht. Es ist dieselbe Sprache, mit der er zu uns sprach, wenn er an seinem Schreibtisch saß, Menschen formte, die alle einen Zug seines Wesens trugen und die er brauchte, um sie alle davon reden zu lassen, was er selbst kaum sagen wollte, weil es zu keusch in ihm lebte: die Liebe zu seiner Heimat! Wie oft hat man lächelnd ihn einen Heimatsdichter genannt und damit ihm Grenzen weisen wollen, und man hat es nicht gewußt, daß man ihm damit alle Grenzen öffnete. Es gibt keinen schöneren Ehrentitel für einen Menschen, als der Dichter seiner Heimat zu sein. Es vollzieht sich dann immer das Wunder, daß ihn nicht nur die Menschen der engeren Heimat verstehen, sondern alle die, die eine Heimat in sich tragen.

Das hat auch Fedor Sommer erleben dürfen, denn seine Gemeinde lebte überall dort, wo noch Heimatsgefühl zu Hause war. Sie wird jetzt größer werden und wachsen, weil alles, was menschlich war, nicht mehr hindernd im Wege ist und nur der Fedor Sommer

zu den Menschen kommen wird, der bleiben wird. Das aber ist der Mensch ohne Falsch, der sich mit allem verschwendet, was er besitzt. Fedor Sommers Besitz war das Gut seiner Heimat. Er kommt aus dem kleinen Städtchen Hohenfriedeberg. Dort wehen immer noch über den Türmen im Himmelsblau die Fahnen des Ruhmes des großen Preußenkönigs. Sein Pflichtgedanke, Diener des Staates zu sein, das war der Atem, den das Kind schon im Elternhause atmen durfte. Für ihn gab es keine Macht des Zweifels und Grübelns, die ihn von dieser Bahn abbringen konnten. Er kannte darum auch nur einen einzigen großen Propheten, der ihm den Weg zur Nachfolge Jesu wies: den großen Weisen von Königsberg Kant. Sein Glaube umfaßte nur den Gedanken der Pflicht. Er war der vollendete preußische Schlesier, der endgültig mit der österreichischen Geistigkeit des Schlesiens brach. Mit einer Inbrunst, die man wohl nur in Schlesien kennt, lebte er diesem Gedanken nach, wurde er ein Lehrer und Lehrerbildner. In diesem Geiste bezwang er selbst sein Leben und lebte es in unerbittlicher Konsequenz bis zu seinem letztem Atemzuge.

Hans Christoph Kaergel.

Zweiter Frankfurter Kurs für neues Bauen. 4.—6. September 1930

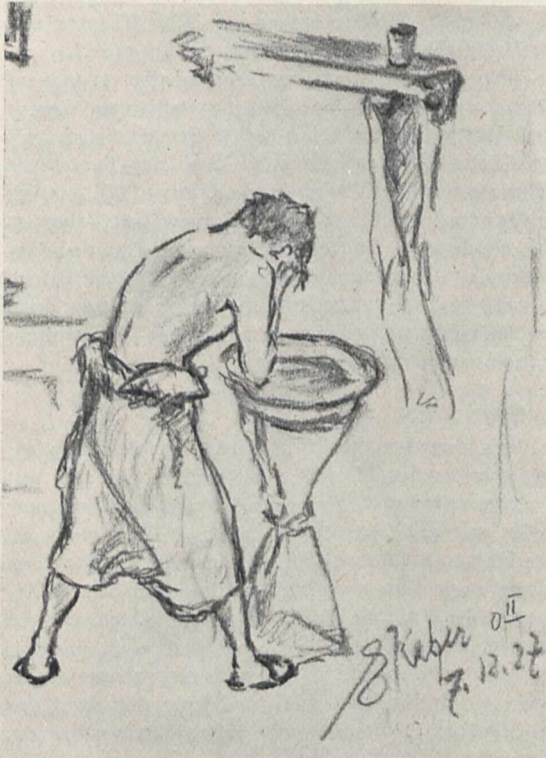
Der erste Frankfurter Kurs für neues Bauen, veranstaltet von der Zeitschrift „das Neue Frankfurt“ unter Mitwirkung des städtischen Hochbauamtes, fand im September letzten Jahres statt. Er bot den Teilnehmern, welche aus ganz Deutschland sowie aus den angrenzenden Staaten zusammengekommen waren, Gelegenheit, die wichtigsten Neubauten Frankfurts eingehend zu besichtigen, sowie die Grundsätze der Frankfurter Bauarbeit

in Referaten der leitenden Beamten kennen zu lernen. Der Kurs wird vom 4.—6. September 1930 wiederholt. Das Kursgeld beträgt 20 RM. (für Studenten 10 RM.). Das definitive Programm wird Anfang August ausgegeben und auf Wunsch kostenlos zugeschickt. Wir bitten alle Interessenten, sich möglichst frühzeitig anzumelden. Adresse: Schriftleitung „Das Neue Frankfurt“ Neue Mainzer Straße 37.

JUGEND UND HEIMAT

Vom Zeichnen, Malen und Skizzieren im Landheim.

Von Bruno Zwiener.



Morgenwäsche im Landheim
Zeichnung von Obersekundaner Katzner

Im Ministerialerlaß vom Jahre 1910 wird gefordert, daß im Zeichenunterricht die Wiedergabe von heimischen Bau- und Kunstdenkmälern geübt werde, um das Interesse der Schüler an ihnen zu wecken. Insbesondere sollen die typischen Bauten der Heimat, Bauernhäuser, Kapellen, Pforten, Grabsteine, Friedhofsportale, Gartenhäuschen, überhaupt alles festgehalten werden, was ein schätzbares Material für die Pflege und das Studium der heimatlichen Denkmäler abgeben könnte. Damit wurde dem Zeichenunterricht ein neues würdiges Ziel gewiesen, und an den Lehrern des Zeichnens und Malens lag es nun, mit ihrem zeichnerischen Können, ihrem kunstverständigen Urteil und ihrem Interesse an der Kunst der Jugend wiederum die Wege zu weisen, die sie gehen mußte. Allerdings stehen der praktischen Durchführbarkeit des Gedankens in der Großstadt große Schwierigkeiten entgegen. Im Landheim aber gibt es diese kaum. Dort kann im Sinne der obigen Verfügung gearbeitet werden.

So schreibt z. B. Professor W. Freund, Frankfurt,

über „Unsere Skizzierübungen im Freien“: Heute sind diese Skizzierübungen ja allgemein bekannt und in Aufnahme gekommen. Man hat eingesehen, daß dieselben gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können. Vor 20 Jahren stand unsere Musterschule hier nach der Seite hin wohl so ziemlich allein da. Mußten wir uns doch dieserhalb manche Angriffe gefallen lassen. Als dann unsere Reiseskizzen von den Skizzierausflügen nach Rothenburg ob der Tauber, dem Odenwald, in die Wetterau usw., denen man in der damaligen Zeichenausstellung im Kunstgewerbemuseum in Berlin einen besonderen Raum gewährte, die Aufmerksamkeit der Behörden und weiterer Fachkreise auf sich zogen, das Ministerium sein lebhaftes Interesse zeigte und durch einen Runderlaß auf die Skizzierübungen aufmerksam machte und diese warm empfahl, da fanden dieselben allgemeine Aufnahme.

Während des Landheimaufenthaltes nun wird dem Skizzieren im Freien jetzt ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet und die günstige Gelegenheit nach besten Kräften ausgenützt. Der Erfolg ist dementsprechend bei uns gut, da immer sehr fleißig auch außerhalb der Pflichtstunden von den Schülern skizziert wird.



Ein Zeichenausflug vom Landheim aus

Schlesisches Sittenspiegel

Fritz Lion erzählt:

Ich hatte in Breslau ein Stück „Hinter Mauern“ zu spielen. Im zweiten Akt hatte ich am Freitag abend bei meinen Eltern zu Besuch zu sein, ich hatte sehr nervös zu werden, da meine Frau (im Stück) jeden Augenblick ein freudiges Ereignis erwarten konnte. Endlich läutet im Vorraum das Telephon, ich stürze hinaus, nach einigen Sekunden stürze ich wieder hinein, küsse und umarme meine Eltern, rufe freudig aus: „Vater, Mutter, Dina hat einen dicken Jungen bekommen.“

Bei der zehnten Aufführung wollte ich meinen beiden Kollegen eine kleine Freude machen, kam herein und rief: „Dina hat Zwillinge gekriegt.“ Die Kollegen lachten über den faulen Spaß herzlich, und die Vorstellung wurde für einige Momente gestört. Am nächsten Tag bekam ich folgenden Brief von meinem Direktor.

Sehr geehrter, lieber Herr Lion.

Heute morgen war eine arme Kollegin bei mir, die in ihr Engagement reisen wollte, leider fehlte ihr das nötige Reisegeld dazu. In Anbetracht Ihrer großen Vaterfreuden, die Sie gestern abend im Theater gehabt haben, habe ich mir erlaubt, der jungen Dame Mark: 60,— für Sie zu übergeben und hoffe Ihr volles Einverständnis, wenn ich Ihnen diese Summe am kommenden Ersten von Ihrer Gage abziehen werde.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr alter

Dr. Löwe.

Also ein Strafzettel in vornehmer Form. Ich brütete Rache. — Drei Tage später zog ich mich vollkommen schwarz an, setzte meinen Zylinder auf, hatte am Arm einen Trauerflor und betrat mit furchtbar traurigem Gesicht das Büro meines Direktors.

„Bitte, nehmen Sie Platz, mein lieber Herr Lion, wer ist Ihnen gestorben?“ Ich drückte mein Taschentuch vor meine tränenleeren Augen, konnte vor innerer Rührung kein Wort herausbringen. Der Herr Direktor holte rasch einen Kognak, ich trank diesen sehr schnell aus, da ich wohl mit Recht annahm, daß ich bald an die frische Luft befördert wurde.

„Also, lieber Herr Lion, nachdem Sie sich etwas erholt haben, sagen Sie mir doch bitte, wer in Ihrer werten Familie verstorben ist?“

„Lieber Herr Direktor, heute nacht ist einer von den beiden Zwillingen verschieden, und ich wollte Sie bitten, ob Sie's nicht für 30 Mark machen können.“ Und schon saß ich an der frischen Luft.

Oberschlesische Scherze

Erzählt von Rudolf Hacke, Seitendorf-Katzbach.

Kommt Antek zu Franzek, sagt bekümmert: „Weißt du, bin ich betrübt und im Druck, muß ich machen Obersteigerprüfung. Wird verlangt vor allen Dingen Rechtschreibung und macht mir schwer große und kleine Buchstaben.“

Sagt Franzek: „Is nich so schlimm. Also, was du kannst anfassen, schreibst du groß, was du nich kannst anfassen, schreibst du klein. Mache ich dir klar an Beispiel: „Der Hund sitz hintern Ofen.“ Also „der“ kannst du nicht anfassen, schreibst du klein. Hund kannst du nich anfassen, beißt, schreibst du klein. Sitz kannst du anfassen, schreibst du groß. Hintern kannst du anfassen, schreibst du groß. Und Ofen kannst du nich anfassen, is heiß, schreibst du klein.“

*

Geht Antek zu Franzek und ladet ihn ein. „Komm mit zum Essen, gibt was Feines. Vogel, was du hast noch nich gegessen.“ — „Was is das? Gibt Huhn?“ — „Nein, viel besser.“ — „Also gibt Taube.“ — „Nein, viel besser.“ — „Also gibt Gans oder Ente.“ — „Nein, viel besser, was du hast noch nie gegessen.“ — „Aber sag nun doch, wie kann ich raten. Was gibt denn?“ — „Gibt feines Essen, gibt Schwan im Blauband.“

Schlesische Handwerkersprüche

Gestern noch gesund und munter, heute — schmeckt's schunt wieder.

Wißte woas? Mir legen zusoammen und — pumpen. Madel, hull nooch fer'n Behm'n, es schmackt asu gutt. Wenn de keen'n Behm'n einzeln hust, gibb an Mark! (Ausgeben einer „Lage“).

Gibb nooch een'n aus, doasß mir nee um oalls kumm'n. Assa und Trinkka schmeckt gutt, bluß eegoal miede. Mir giechts ju ganz gutt, bluß bei der Orbeet eegoal das Stechen.

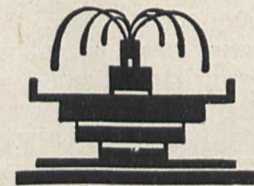
Doas is's äms: ich hoa su an Angst vurm Bücken. De ganze Nacht kee Auge uffen, und frieh — miede vum Schloaf!

Gesammelt und mitgeteilt von Prof. Joh. M. Avenarius.

Das Radiumbad des Ostens

Bad Landeck

in Schlesien



Vorzügliche Heilerfolge bei
Gicht, Rheuma, Ischias,
Frauen- und Nervenleiden,
Alterserscheinungen, Haut-
leiden, Kriegsverletzungen
und Unfallfolgen

Radium - Thermal - Schwefelbäder,
Moorbäder, Radium-Emanatorium

Auskünfte und Prospekte durch Reisebüro und die Badeverwaltung